

---

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

---

Editha Sterba:

## Ein abnormes Kind



Aus seiner Krankengeschichte und Behandlung

(II)

Emma Planck-Spira:

## Herbert in der Schule



—

Berliner Brief – Buchbesprechungen

---

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

---

## Herausgeber:

August Aichhorn  
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn  
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud  
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng  
Frankfurt a. M. Marlenstraße 15

Prof. Dr. Ernst Schneider  
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

Hans Zulliger  
Ittingen bei Bern

## Schriftleiter:

Dr. Wilhelm Hoffer, Wien, IX., Lustkandlgasse 12

---

12 Hefte jährlich M. 10.—, schw. Frk. 12.50, österr. S 17.—  
Einzelheft M. 1.— (schw. Frk. 1.25, österr. S 1.70)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an:

**Internationaler Psychoanalytischer Verlag**

Wien I, In der Börse

---

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“ können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien“:

| Postscheckkonto     | Jahresabonnement | Postscheckkonto      | Jahresabonnement |
|---------------------|------------------|----------------------|------------------|
| Leipzig 95.112      | M. 10.—          | Budapest 51.204      | P 13.60          |
| Zürich VIII, 11.479 | Frk. 12.50       | Zagreb 40.900        | Din. 136.—       |
| Wien 71.633         | S 17.—           | Warszawa 191.256     | Zl. 21.70        |
| Paris C 1100.95     | Fr. 60.—         | Riga 36.93           | Lat. 12.50       |
| Prag 79.385         | Kč 80.—          | s'Gravenhage 142.248 | hfl. 6.—         |
| Stockholm 44.49     | schw. Kr. 13.50  | Kjöbenhavn 24.932    | dän. Kr. 12.50   |

Bei Adressenänderungen bitten wir, freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

---

Wir bereiten die Sonderhefte „DIE ANGST DES KINDES“ und „PSYCHOANALYSE DES ERZIEHERS“ vor und bitten unsere Mitarbeiter, Beiträge rechtzeitig einzusenden.

## Ein abnormes Kind

Aus seiner Krankengeschichte und Behandlung

Von Dr. Editha Sterba, Wien

(Fortsetzung und Schluß)

### *„Die Angst habe ich lieb“*

Der folgende Abschnitt der Behandlung erscheint mir in erster Linie durch Herberts geändertes Benehmen in der Analyse gekennzeichnet. Bisher hatte er sich mit dem „Wegzaubern“ der Angst immer einverstanden gezeigt, er war erstaunlich bereitwillig, meine Bemühungen um die Auflösung der Angst zu unterstützen, betonte immer wieder, „Der Zauberer und ich, wir haben heute wieder fest mit der Angst gerauft“, und wenn er z. B. auch tagelang weinte und schrecklich Angst litt, bis er sich entschloß, das Schlüsselloch anzusehen, so war er dann doch sehr froh und glücklich, als er es ansehen konnte. Dabei wußte er die günstige Veränderung, die ihm das Verschwinden der Hauptängste gebracht hatte, sehr wohl einzuschätzen, er sagte oft: „Jetzt habe ich nur wenig Angst mehr und kann alles machen.“ Die auffallende Besserung in seinem Verhalten brachte ihm auch große äußere Vorteile. Er ging in dieser Zeit tagsüber in einen Privatkindergarten, war im Sommer in einem Kinderheim und man konnte ihn sogar im darauffolgenden Herbst in die Montessorivolksschule schicken. Während des folgenden Winters war er dann auch drei Monate lang in einem Kinderheim, in den darauffolgenden Sommermonaten einen Monat am Land mit der Montessorivolksschule, schließlich gemeinsam mit der jungen, analytisch geschulten Volksschullehrerin, die sich in dieser Zeit der Behandlung vorwiegend mit ihm befaßte, in einer Familie für den ganzen Sommer.

Daß er die Angst „lieb“ habe, stellte sich heraus, als wir über seine Angst vor meinem Sprayapparat sprachen. Zuerst versuchte er es mit Ausflüchten wie: „Ich gehe ja am Parfümeriegeschäft vorbei, das kann Ihnen ja doch genügen.“ Dann behauptete er, „ich fürchte mich immer so, Sie werden mein Klufferier-

pfuffi anspritzen“ und als auch diese Ausrede nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, setzte sein erster großer Widerstand ein, der sich in zwei Formen ausdrückte. Die eine sah so aus: „Der Pruicht hat das alles ausgedacht<sup>1</sup>. Daß beim Zauberer Spritzen sind, daß der Zauberer böse ist wegen der Angst, daß er dann die Spritze holt und ich sie anschauen muß“. Er verleugnet also einfach die Realität, indem er alles, was mit der unangenehmen Angst vor dem Sprayapparat zusammenhängt, als ausgedacht bezeichnet. Mit diesem „Pruicht“ verhielt es sich so: „Pruicht“ hieß eigentlich böse, wie er später erklärte, oder blöd, er nannte mich oft so, bezeichnete aber auch Dinge mit „Pruicht“, die ihn ärgerten. Er verwendete das Wort zu einer Art Beschwörung; wenn ihn im Kindergarten oder im Sommerheim irgend ein Kind geärgert hatte, rannte er dann laut „Pruicht“ rufend herum: „Damit Böses über ihn kommt“, wie er mir sagte. Er glaubt also immer noch an die zauberhafte Wirkung seiner Worte.

Die zweite Form, in der sein Widerstand sich zeigte, bestand darin, daß er mir immer wieder versicherte: „Ich habe die Angst vor der Spritze sehr lieb, ich will sie nicht hergeben.“ Warum er sie behalten wollte, erklärte er dann auch: „Ich habe die Angst sehr lieb und will sie nicht hergeben, weil ich nicht untersucht werden will.“ Oder, „weil ich nicht zum Zahnarzt gehen will“. Er vermutet nicht mit Unrecht, daß man ihm, wenn er diese Angst vor dem Sprayapparat nicht mehr hat, mit der Zeit all das, vor dem er sich so fürchtet, zuzumuten wird. Er behält also die Angst vor dem Sprayapparat sozusagen nur als Schutz davor, größeren Gefahren ausgesetzt zu werden, wenn er sich dieser kleineren Ängste begeben. Wenn ich mit ihm in dieser Periode der Behandlung über die Angst vor dem Spritzapparat reden wollte, oder den Apparat selbst herauszunehmen versuchte, begann er mich entsetzlich zu beschimpfen. „Sie blöder, frecher Zauberer (Pruicht sagte er nicht mehr zu mir, weil ich es schon zu übersetzen verstand), ich will die Angst nicht hergeben, ich werde sie behalten.“ Manchmal stieß er dann nach mir oder versuchte mich zu zwicken.

Zugleich mit diesem Widerstand spielte sein Interesse für den Geschlechtsunterschied eine große Rolle. Obwohl seine Angst vor dem „Schnapperl“, „Schlüsselloch“, vor dem „Foche“ und dem „Floda“ deutlich erkennen ließen, daß es für ihn auf diesem Gebiet keine Unklarheit gab, wurde das Problem des Geschlechtsunterschiedes durch seinen Aufenthalt im Kindergarten doch wieder aktuell; er hatte dort beim Sonnenbad und andere Male Gelegenheit, kleine Mädchen nackt zu sehen. Als ich ihn einmal im Kindergarten besuchte, fiel mir auf, daß er alle Mädchen als „Kollegin“, „Haupt-“ und „Nebenfreundinnen“ bezeichnete. Es sollte offenbar das Wort „Mädchen“ vermieden werden. Außerdem fragte er oft jeden Fremden mit ganz sinnlosem und idiotischen Gesichtsausdruck: „Sind Sie ein Mann oder eine Frau.“ Die Kindergärtnerin beobachtete in dieser Zeit, daß er oft ein Mädchen berührte, worauf er ganz steif und erstarrt stehen blieb. Sie fragte ihn einmal, was er mit dem Mädchen gemacht habe. Er sagte: „Es

1) In dieser Behandlungsperiode hatten alle unverständlichen Worte zeitweilig die Bedeutung von Schimpfwörtern, die seine Aggression ausdrückten. So beschimpfte er die Kinder im Heim oft mit: „Toche, Foche usw.“

war aber ein Bub.“ Das wurde verneint mit der Begründung, es könne kein Bub gewesen sein, da das betreffende Kind ein Kleid und eine Schürze angehabt habe; dennoch behauptete er: „Es kann auch ein Bub so angezogen sein, man muß so sagen und nicht anders, sonst wird man es.“ Ich sagte ihm damals ohne Umschweife: „Ich weiß schon, du willst nicht „Mäderl“ sagen aus Angst um dein Klufterierpuffi.“ Da geriet er ganz außer sich: „Sprechen Sie das nicht aus; sagen Sie das nicht, bei denen ist das Klufterierpuffi so verschnörkelt und verfaltet, man kann so werden, sprechen Sie das nicht aus, Sie blöder, frecher Zauberer, sprechen Sie nicht davon; ich bin böse, ich will fort.“ Ich schnitt Teppicherln aus und machte Schlüssellocher hinein; das störte ihn gar nicht: „jeju sind erlaubt, die brauchen Sie nicht auszuschneiden, davor habe ich keine Angst, aber sonst dürfen Sie mich nichts fragen, sonst sind Sie kein lieber Zauberer mehr.“

Obwohl ich ihm schon früher gedeutet hatte, daß er Angst habe, statt seines „Klufterierpuffi“ eine „Foche“ zu bekommen, so war doch diese Gefahr erst beim Anblick des Genitales der kleinen Mädchen ganz aktuell geworden, denn er berichtete damals<sup>1</sup>: „Bei einer kleinen Kollegin habe ich das Klufterierpuffi gesehen, wie sie kleine Seite gemacht hat, das war so verschnörkelt und verfaltet, ich will nicht so werden.“ Nun macht er entschieden einen Unterschied zwischen dem Genitale des kleinen Mädchens und dem der erwachsenen Frau, einen Unterschied, der wohl in der Behaarung gelegen sein wird; er bezeichnet das Genitale der kleinen Mädchen als „verändertes Klufterierpuffi“, während er das Genitale der Frau „Floda“ nannte. Er wollte auch in dieser Zeit immer erwachsenen Frauen unter die Röcke schauen. Als ich ihn fragte, warum er das tue, sagte er: „Sie frecher, blöder Zauberer, ich will nur nachschauen, wie es dort ist.“

Seine Angst vor dem „verschnörkelten Klufterierpuffi“ der Mädchen machte sich auch einmal bei seinen Eßschwierigkeiten bemerkbar. Er sagte immer wieder: „Im Heim kann ich nichts essen, da ist alles Essen so verkrümelt und ‚verfaltet‘, das erinnert einen an unangenehme Sachen.“ Aber die Erklärung der Angst vor dem „verfalteten“ Essen und die Konsequenz, mit der man ihm jede andere Nahrung verbot, wenn er das Vorhandene nicht aufessen wollte, wirkten sehr schnell. Obwohl seine Schwierigkeiten beim Essen zu Hause sicher ganz außergewöhnliche waren, brachte man ihn im Kindergarten dann später bald dazu, Suppe, Fleisch, Beilagen zu essen; Mehlspeisen hatte er immer gerne gehabt. Schwierigkeiten blieben vorderhand nur bei Milch, gewissen Obst- und Gemüsesorten.

Er hatte in dieser Zeit Angst, wie sich aus all dem zeigt, ein „verschnörkeltes Klufterierpuffi“ zu bekommen. Um diese Angst aus der Welt zu schaffen, veränderte er die Wirklichkeit, indem er einfach seine Männlichkeit verleugnete, so daß er nicht verlieren konnte, was er in seiner imaginären Welt nicht besaß. Die Mutter hatte schon berichtet, daß er oft mit der Behauptung, er habe Wickelkinder besonders lieb, im Park auf kleine Kinder zustürzte, und

---

1) Er fürchtete gerade nur die Folgen des Aussprechens des Wortes „Mädchen“: „Mutti und Töchter und Frauen kann man sagen, aber das nicht, sonst wird man es.“

wenn sie schliefen, ihre Augen berührte, bis sie aufwachten. Dabei schrie er laut: „Lieb Wickelchen, lieb Wickelchen.“ Er sagte früher oft: „Ich werde mir Königinnen vom Schach nehmen, von der schönsten Königin nehme ich Teile und mach' kleine Püppchen daraus.“ Im Kindergarten war ein sehr reizender und hübscher zweieinhalbjähriger Junge, den Herbert besonders liebte und betreute und von dem er immer behauptete: „Er ist mein ‚Tujukinderl<sup>1</sup>.“ Er war dann mit diesem Jungen im Sommerheim, da sagte er oft: „Er ist mein liebstes Kind, er war in meinem Bauch drin.“ In der Behandlung wich er eine Zeit lang ängstlich jeder Berührung mit einem Möbelstück aus und behauptete dabei: „Daß mich nur nichts anrührt, denn es kommt gerade ein liebes Tujukind aus mir heraus, ich gebe es Ihnen dann.“ Auf meine erstaunte Frage, wie das möglich sei, ich hätte ihn für einen Buben gehalten, sagte er: „Nein, ich habe kein Klufferierpuffi, ich bin ein Mä d e r l.“ Es wird hier ganz deutlich, daß, wenn man sich damit einverstanden erklärt, ein Mädchen zu sein, man das Wort Mädchen aussprechen kann, es kann einem nicht mehr passieren, daß man ein Mädchen wird. Wenn ich ihn in dieser Zeit wegen seiner Spritzangst drängen wollte, sagte er immer: „Ich gebe Ihnen Kinder, soviel Sie wollen, nur hören Sie auf damit.“ Oder: „Wieviel Tuju wollen Sie da haben, schauen Sie, ich schenk sie Ihnen.“ Manchmal erzählte er auch von seinen Wickelkindern, was mit ihnen geschähe: „David und ich“, sagte er, „haben zwei Butzerln, das sind unsere Kinder, ich bin die Mutti, habe sie geboren und David ist der Vati. Ich gebe ihnen Windeln, weil sie immer in die Hose machen. Sie wollen nichts essen, sie spucken immer alles aus. Ich muß ihnen aber trotzdem immer etwas Hartes zu essen geben, damit sie Löcher im Mund bekommen, weil sie dann zum Doktor gehen müssen. Sie essen aber trotzdem nichts.“ Hier wird Eines deutlich: er will dem Kind dasselbe zufügen, was man ihm mit der Entwöhnung und in der Behandlung durch die Ärzte angetan hatte. Er will sich rächen und dabei das Erlittene aktiv zufügen; dabei ist natürlich seine übertriebene Liebe zu den kleinen Kindern eine Überkompensation des Hasses und des Neides, den er gegen den jüngeren Bruder bei dessen Erscheinen hatte, wie ja aus seinem Verhalten gegen den Bruder deutlich wird. Wenn ich ihm das erklären wollte, behauptete er immer: „Nein, ich habe den David als Wickelkind sehr lieb gehabt, denn ich konnte ja nicht wissen, daß er so schlimm werden würde, wie er heute ist.“ Seine wirkliche Einstellung zu den Wickelkindern wurde aber im Zusammenhang mit den Kindern, die ich bekommen hatte und die gestorben waren, sehr klar: er erzählte mir einmal von Zwillingen, die er in einem Kinderwagen zusammen gesehen haben wollte: „Das sind solche mit Hauben, die muß man zerhauen auf ganz klein, dann hat man ‚Foche'-Pupperln, mit denen man spielen kann.“ Ein anderes Mal unterbrach er plötzlich ein wissenschaftliches Gespräch mit mir und sagte: „Aber Sie werden mich nicht hindern, ihre Kinder umzubringen, wenn Sie welche haben.“

Wie ich schon erwähnte, war er um diese Zeit in einen Privatkindergarten gekommen und dann im Sommer in ein Heim. Im Kindergarten benahm er

1) „Tuju“ heißt lieb, wie schon erwähnt.

sich zwar nicht allzu abnorm, d. h. er gebrauchte nicht ununterbrochen unverständliche Worte, beschäftigte sich auch mit intellektuellem Material und wenn man ihm ein Buch gab, war er für Stunden damit ruhig zu halten. Zu den Kindern, mit Ausnahme seines „Lieblingskindes“, seiner „Kollegin“, seiner „Haupt- und Nebenfrendinnen“, hatte er gar keine Beziehung. Auffallend war es ja auch, daß er Jungen seines Alters damals immer auswich. Er spielte nie mit ihnen, kümmerte sich auch nicht um sie; aber ich betrachtete es schon als großen Fortschritt, daß die andern Kinder dieses ungewöhnliche Kind überhaupt in ihrer Mitte duldeten. Störend und sehr lästig wurde er nun durch sein quälendes Fragen nach allem, von dem er Erweiterung seiner Kenntnisse vermutete. Er bekämpfte zu dieser Zeit auch überall den Ausdruck „Kind“, was natürlich ständig zu Konflikten führte. Er weigerte sich natürlich in einen „Kinder“garten zu gehen und behauptete immerfort: „Aber ich bin doch ein großer Junge, ich kann nur in ein Jungenheim gehen.“ Wenn seine Begleitperson sich irrte und vom „Kinder“garten sprach, war es an diesem Tage nahezu unmöglich, ihn in den Kindergarten zu bringen; er verlangte immerwährend; „Nehmen Sie das zurück und sagen Sie, daß es ein Jungenheim ist, sonst kann ich nicht hingehen.“ Wir wissen ja schon, daß für ihn alles, was er ausspricht, zur Realität wird und verstehen also, daß er sich natürlich fürchtet, als Kind einen „Kinder“garten zu besuchen. Mit der Leiterin des Kindergartens kam er ganz gut aus, man vermied, Forderungen zu stellen, die er nicht erfüllen konnte. Er nannte sie „liebe Dame“, da er doch keinen Namen aussprechen wollte.

Im Kinderheim, in dem er den Sommer über war, zeigte sich dann viel deutlicher, daß er sich doch sehr gebessert hatte. Er rannte zwar zuerst im ganzen Heim herum, bis er alles genau kannte, wollte sich auch im Duscraam am ersten Tag nicht waschen lassen, weil dort ein Schlauch war, ließ sich aber später immer waschen. Im Schwimmbad weigerte er sich zuerst, sich auszukleiden, später tat er es dann, nur Badeschuhe mußte er anhaben. Er ging zwar nicht ins Wasser, man durfte ihn aber anspritzen. Er benützte auch anstandslos den Autobus, um ins Schwimmbad zu fahren.

Zuerst gab es Konflikte beim Nägelschneiden und Ohrenputzen, wenn er aber sah, daß die Kindergärtnerin böse wurde, ließ er sich alles tun und zeigte auch keine Angst dabei. Man hatte den Eindruck, daß er zum Anfang eben versuchte, an seinem Zeremoniell festzuhalten, obwohl er es eigentlich nicht mehr nötig hatte. Die großen Eßschwierigkeiten waren sehr ermäßigt. Er aß alle Fleischsorten, Gemüse, Mehlspeisen und Obst mit wenigen Ausnahmen, nur die Milch verweigerte er ganz mit der Motivierung: „Nur Kinder trinken Milch, Jungen und Große nicht.“ Davon war er lange nicht abzubringen, obwohl ein junger Lehrer im Heim, den er sehr gern hatte, ihm immer wieder zeigte, wie Erwachsene Milch trinken. Das verleugnete er einfach: „Es ist nicht wahr, daß er getrunken hat.“ Da er im Ferienheim besonders an der Kindergärtnerin hing, die ihn früher betreut hatte, verlangte sie von ihm, er solle Milch trinken, sonst werde sie böse. Nach endlosem Hin und Her entschloß er sich endlich; es wurde aber wochenlang um die Zahl der Schlucke, die er

trank, gestritten, und er trank nur einige Schlucke, wenn man ihm dabei nicht zuschaute. „Sie dürfen nicht hinschauen, sonst bin ich ein Kind.“ Als er einige Male getrunken hatte, verkündete er es triumphierend allen Kindern, die natürlich dafür kein Verständnis hatten und ihn auslachten. Später rief er immer, wenn es etwas gab, was er früher verweigert hatte: „Mir als Erstem, nicht immer als Letztem.“ Oft wollte er etwas nicht essen und behauptete, es sei zu bitter, zu sauer. Ich erinnere hier nur daran, daß er einmal gesagt hatte, „Die Hunde fressen gerne saure, bittere Sachen, darum werden sie einen sauren Dreck, wie den David, gerne fressen“.

In seinen Außenweltbeziehungen hatte sich doch auch manches geändert. Er begann einige Personen mit Zunamen anzusprechen, tat dies dann bei diesen Leuten die ganze Zeit. Das waren immer Personen, die ihm besonderes Verständnis entgegenbrachten, auf seine Eigenheiten einzugehen versuchten und die seinen Wissensdrang förderten. So z. B. der junge Lehrer im Ferienheim, mit dem er sich gut verstand. Außer zu seinem Lieblingskind, dem kleinen zweieinhalbjährigen Jungen, hatte er aber sonst zu den Kindern gar keine Beziehung. Er wollte immer bei den großen Kindern, den elf- bis vierzehnjährigen sein, die ihn als störend, besonders wegen seines quälenden Fragens ablehnten. Doch verstand er sich unter ihnen eine gewisse Position durch seine Fertigkeit im Kartenlesen zu verschaffen, wenn man Ausflüge machte. Die Kinder sagten oft von ihm: „Warum ist er so gescheit, wenn er doch dann wieder so blöd ist?“ Jetzt schien ihn die Isolierung auch zu bedrücken. Die Kindergärtnerin wollte er gleich immer versöhnen, wenn sie böse war, was ja oft das einzige Mittel blieb, ihn in Ordnung zu halten. „Seien Sie wieder gut, es ist ja überhaupt niemand hier, den ich lieb haben könnte. Gehen Sie nicht fort, Sie müssen alles, jedes Stück an mir lieb haben.“ Es trat hier zum ersten Male Angst vor Liebesverlust auf, die er bisher nicht gekannt zu haben schien. Denn wenn er sich bei mir fürchtete, ich könne böse sein, galt das mehr meiner Zauberkraft, die er sich wohlgesinnt erhalten wollte: „Berühmte Zauberer darf man nicht böse machen“ sagte er. Die Trennung von Eltern und Bruder ignorierte er ganz und fragte nie nach ihnen, freute sich wohl, wenn ihn der Vater besuchte, weigerte sich aber die ganze Zeit der Mutter zu schreiben, die mit dem Jüngeren zu dieser Zeit am Land war. Seine Eifersucht auf den Bevorzugten wurde ganz deutlich: „Ich schreibe ihr nicht, ich bin froh, wenn sie nicht da sind und wenn ich mich nicht um den schlimmen David kümmern muß.“

Sein Lieblingskind war das zweite Objekt, zu dem er eine, wenn auch sehr ambivalente Beziehung hatte. Er wollte den Kleinen fort betreuen, quälte ihn schrecklich mit seiner Fürsorge, trennte sich nie von ihm und rief oft im Schlaf seinen Namen. Er behauptete oft: „Ich muß ihn pflegen, füttern; er ist erst seit heute auf der Welt, ich habe ihn eben geboren.“ Also eine deutliche Identifizierung mit seiner Mutter. Diese Identifizierung wurde auch klar, als er mitteilte, wen der Kleine ersetzen sollte. Er sagte eines Tages: „Der kleine Heini X. ist so ein Kind wie der David.“ Damit wird seine Einstellung und



Beziehung zu dem Kind ganz deutlich<sup>1</sup>. Auffallend ist auch, daß er dieses Kind mit Vornamen bezeichnet; das tat er zu der Zeit noch bei niemanden außer bei seinem Bruder. Ich hielt ihm das auch vor. Er antwortete darauf: „Fremde Vornamen kann man nicht sagen, sonst wird man umgetauft, man wird der, dessen Vornamen man ausspricht; bei Zunamen ist es nicht so gefährlich. Vornamen von eigenen Kindern und Verwandten kann man sagen, in die kann man nicht verwandelt werden, weil sie aus derselben Wesenheit bestehen. Der Heini ist ja mein Kind“; nun schien ihm dies aber selbst nicht ganz richtig, denn er meinte weiter: „Ich war in Muttis Bauch, sollte also gleichen Vor- und Zunamen haben wie sie, weil es dieselbe Wesenheit ist, aber der Vorname ist verschieden, vielleicht wird man mir mein Kind doch entfremden, wenn es einen anderen Vornamen hat?“ Übrigens gelang es mir in dieser Zeit, in der wir die Angst vor den Namen besprachen, ihn zu überlisten, doch einen Namen auszusprechen. Er las mir laut aus dem Buch Tom Seidmann-Freuds „Das Zauberboot“ eine Geschichte vor, in der das Wort „Marikken“, ein ihm unbekannter Vorname, vorkam. Kaum hatte er diesen Vornamen ausgesprochen, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß er mir einen Vornamen vorgelesen habe. Er tobte, war außer sich, verlangte, mir das ganze Buch von vorne wieder vorzulesen, um das Aussprechen des Namens rückgängig zu machen. „Ich will die Angst behalten, werde sie ganz in mich hineinnehmen und Ihnen gar nichts mehr laut vorlesen.“ Doch war von diesem Tag an seine Namensangst sichtlich gemildert.

Sehr schwierig wurde es, als er sich einmal einen Dorn in den Finger stieß. Obwohl er sichtlich Schmerzen hatte, erlaubte er niemanden, die Verletzung anzusehen, verleugnete sie vollständig, auch während der ganzen Zeit, in der der Dorn herauseiterte. Ebenso unmöglich war es, ihn zum Gurgeln zu bringen, denn „das hat ein Doktor verordnet“. Als man seine Temperatur einmal gewaltsam messen mußte, geriet er ganz außer sich, tobte, weinte und schrie stundenlang. „Die Doktoren X. und Y. sind vom Teufel zurückgekehrt, sie haben mich hinten mit der Nadel gestochen, es wird mir dort eitrig werden, wie vom Dorn.“ Man sieht, daß er die Verletzung des Dorns als schwere Ichverletzung empfindet, und daß er aber auch jede wirkliche Verletzung verleugnen will, damit sie nur nicht von einem Arzt behandelt wird.

Seine Beziehung zur Realität war jetzt im allgemeinen viel besser. Für Vorgänge der Umgebung zeigte er stellenweise an Interesse das Ausmaß eines normalen Kindes; wenn ihn aber ein Buch fesselte oder wenn er in Nachdenken versunken war, fiel es oft schwer, ihn aus dieser Abgeschlossenheit herauszureißen. Allerdings unterschied sich die Art seines Interesses für äußere Vorgänge sehr von der normalen. Wenn er einem Vorgang der Außenwelt sein Interesse zuwandte, mußte er immer ganz genau wissen, wie, warum, weshalb usw. etwas so sei. Obwohl seine Fragen nie sinnlos waren, quälte er doch alle Leute damit und man konnte ihm nie gründlich genug antworten, so daß er immer unzufrieden blieb.

1) Daß seine Liebe zu den Wickelkindern eine Überkompensation seines Bruderhasses darstellt, zeigt sich hier besonders überzeugend.

Außerdem waren natürlich die Vorgänge, mit denen sich nur die Erwachsenen befaßten, für ihn von brennendstem Interesse, ebenso wie man auch nie vor ihm ein Gespräch über Begebenheiten in der Natur führen konnte, ohne daß er sich einmischte. Wenn also z. B. besprochen wurde, daß es regne und man zu Hause bleiben müsse, sagte er: „Warum regnet es heute“, dann „regnet es immer um diese Jahreszeit!“ „Regnet es hier immer um diese Jahreszeit?“ „Ist hier eine Gegend, in der es im August viel regnet?“ „Gibt es viel solche Gegenden, in denen im August oft Regen ist?“ Das konnte eine halbe Stunde so fort gehen und jede ungenaue Antwort warf er einem tagelang vor. Ich besuchte ihn einmal und hatte einen Photoapparat mit, der mit einem komplizierten Verschuß ausgestattet war, wie er ihn noch nie gesehen haben konnte. Ein zwölf- und ein vierzehnjähriger Junge interessierten sich zugleich mit ihm für diesen Verschuß. Die großen Jungen hörten meinen Erklärungen ein paar Minuten zu, dann wurde es ihnen langweilig, sie wandten sich einer anderen Beschäftigung zu. Herbert aber quälte mich eineinhalb Stunden lang, bis ich ihm alles gesagt hatte, was ich wußte, und bis er auch wirklich Konstruktion und Funktion dieses Verschlusses genau begriffen hatte. Ich will nur nebenbei erwähnen, daß er mich bei solchen technischen Prüfungen oft bei Fehlern erappte, böse wurde und sagte: „Das wissen Sie schon wieder nicht genau, wie es wirklich ist.“

Was seine sprachlichen Eigenheiten anlangt, so bekam man im Heim fast keine unverständlichen Worte zu hören. Nur wenn er schimpfte, sagte er die bekannten Namen: „Toche, Foche“ usw. Wenn jemand auf ihn böse war, rannte er, dauernd laut „Pruicht“ schreiend, herum. Bei Gewittern, vor denen sich viele Kinder fürchteten, war er entzückt: „Fix, Pruicht, Donnerwetter, der Blitz soll kommen, er soll einschlagen!“ Als er mir das erklärte, kam eine neue Funktion des „Pruicht“ heraus: „Der Pruicht soll nur blitzen und donnern und die Doktoren holen, da freue ich mich ja.“ Pruicht ist also nicht nur das Böse, auch der Böse, der Teufel, der allen seinen Widersachern das zufügen kann, wozu Herbert zu schwach ist. Dem Pruicht stehen eben die Gewalten der Natur zur Verfügung, die Herbert als besonders geeignet fühlt, seiner Magie dienstbar zu sein. Obwohl im Heim einige Kinder waren, die oft Worte einer erfundenen Sprache und Schimpfworte gebrauchten, die dann von den anderen übernommen und spielerisch weiterverdrehen wurden, wie es bei Kindern so oft vorkommt, beteiligte er sich nie an solchen Wortspielen und ignorierte sie ganz, ebenso wie er niemals Schimpfworte oder ausgedachte Worte anderer nachredete. Als ich ihn bei meinem Besuch scherzweise aufforderte, das zu tun, weil ich seine Reaktion kennenlernen wollte, meinte er entsetzt: „Was glauben Sie, was da alles passieren könnte.“ Er kann also nur seine eigenen Worte gebrauchen, deren Zaubervirkung er genau kontrollieren und verstehen kann. Auffällig erscheint mir auch, daß die anderen Kinder nie seine Worte verwendeten, um damit Wortspiele und Verdrehungen zu machen. Er war ihnen zu fremd und dann vermieden sie auch Konflikte mit ihm; er hatte sich über ein oder zwei Versuche der Größeren, ihn nachzumachen, so wütend gezeigt, daß die Kinder nichts

mehr mit ihm zu tun haben wollten. Nur Heini X., sein Lieblingskind, durfte seine Worte verwenden, sie entstellen, das war ungefährlich, er hatte ja nach Herberts Ansicht dieselbe „Wesenheit“ wie er.

Herbert erzählte im Heim auch Geschichten, die im Gegensatz zu seiner sonstigen intellektuellen Frühreife auffallend primitiv waren und seinen Mangel jeglicher Phantasietätigkeit zu dieser Zeit deutlich zeigten. Daß er überhaupt Geschichten erzählte, erklärt sich daraus, daß er sich von den Großen nicht ausstechen lassen wollte.

Die drei Geschichten lauten:

I. „Es war einmal ein Kind, das war immer allein, bis es drei Jahre alt war. Da hatte es einen Bruder bekommen und dann sind beide gewachsen, gewachsen und waren Erwachsene, und jeder hat sich eine Frau und ein Kind ausgesucht und dann sind sie erwachsen geblieben.“ Die Geschichte bedarf in ihrer Deutlichkeit kaum einer Erklärung. Man sieht wieder, welche Bedeutung die Geburt des Bruders für ihn hatte, er und der Bruder haben wohl aus diesem Grund nur je ein Kind. Man sieht auch, daß es ihm immer noch ums Erwachsensein geht.

II. „Es war einmal ein Haus, das war zuerst ganz leer, dann ist der Tischler gekommen und hat Möbel gemacht und die Leute haben sich alles mögliche andere machen lassen und dann waren viele Frauen da und haben Kinder gehabt und es haben viele Leute drinnen gewohnt.“

III. „Es war einmal ein ganz alter Mann, zweiundachtzig Jahre alt. Der war ganz allein, hatte keine Kinder und keine Frau. Dann aber hat er eine Frau gehabt und viele Kinder und sie haben eine Wohnung gebaut und sind eingezogen, und dann ist die Wohnung eingestürzt und alle Kinder waren tot. Da ist auf einmal noch ein Kind auf die Welt gekommen, zu seinen Eltern gegangen, immer allein geblieben und sie haben eine neue Wohnung gebaut, die nicht mehr eingestürzt ist<sup>1</sup>.“ Was der alte Mann bedeutet, konnte ich nie erfahren. Da die Geschichte aus einer Zeit stammt, in der ihn die Großen im Heim oft sekkierten, sieht man, was er ihnen wünscht; natürlich möchte er auch wieder keinen Bruder haben.

Auf sein Sexualleben im Heim werde ich später noch zurückkommen müssen, hier will ich nur erwähnen, daß man ihn vor dem Einschlafen und bei der Nachmittagsruhe oft onanieren sah; seine Onanie bestand meist darin, daß er den Penis drückte und an ihm herumzerzte, wobei er eine Erektion hatte; aber er tat es ungeniert und war dabei nicht besonders erregt. Auch für das Waschen der größeren Mädchen hatte er sehr viel Interesse, wollte immer dabei sein; die kleinen Mädchen interessierten ihn zu diesem Zeitpunkt nicht, er konnte sie außerdem immer beim Baden ruhig betrachten.

Die Angst hatte er weiter „lieb“, wie er oft versicherte. Mir schrieb er zwar: „Ich habe fast keine Angst mehr.“ Aber er versicherte oft: „Ich will die

---

1) Erklärungen zu diesen Geschichten verweigerte er, wurde sogar böse, weil er jede Frage als Zweifel an seinen Kenntnissen empfand.

Angst behalten“, besonders dann, wenn man ihm eine Speise vorsetzen wollte, gegen die sich irgend eines seiner Verbote gerichtet hatte.

Im Herbst, gleich nach der Rückkehr aus dem Ferienheim, kam er in die Montessorivolksschule. Da das Auffällige seines Benehmens in der Schule von der Lehrerin in einer eigenen Abhandlung (in diesem Heft) berichtet wird, will ich hier nur jene Ereignisse aus der Schule heranziehen, die im Zusammenhang mit seinen Symptomen in die Analyse kamen. Seine Rückkehr ins häusliche Milieu ging ohne Schwierigkeit vor sich, er ignorierte seine Umgebung und war gegen Mutter und Bruder sehr gleichgültig. Mit der Mutter gab es, wie sich zeigen wird, nach einiger Zeit arge Konflikte, und gegen den Bruder wurde er bald aggressiver als er es je gewesen war. Dem Vater schmeichelte er jetzt oft, sagte „lieb Vatju“<sup>1</sup> zu ihm und verstand sich sehr gut mit ihm in dieser Zeit.

Die erste große Schwierigkeit nach dem Sommeraufenthalt ergab sich in der Schule, als er genau wie alle anderen Kinder der Montessorischule, einen grünen Mantel anziehen sollte. „Das kann ich nicht, ich bin doch ein großer Junge, will kein Frosch sein, ich ziehe ihn nicht an.“ Da er außerdem versicherte, er wolle die Angst behalten, um den Mantel nicht anziehen zu müssen, war es sehr schwer, ihm in der Analyse beizukommen, obwohl ich ihm natürlich alle Gründe seiner Weigerung, den Mantel anzuziehen, auseinandergesetzt hatte. Aber wenn Herbert eben sagte, „ich bin dann ein Frosch“, ließ er sich nie überzeugen. Ein Zufall kam zu Hilfe. Zuerst hatte er sich gnädig bereit erklärt, einen blauen Mantel anzulegen, wie die Lehrerin, also eine erwachsene Person, ihn trug. Kurz darauf hatte die Kindergärtnerin, die er so liebte und auf deren Bösessein hin er sich teilweise auch den blauen Mantel hatte anziehen lassen, eine grüne Bluse. Das erschien ihm sehr bedeutungsvoll: „Haben Sie gesehen, ihre Bluse ist grün, vielleicht werde ich auch den grünen Mantel anziehen können.“ Bald darauf hieß es: „Es wird gehen mit dem Mantel. Der Stoff glänzt nicht so wie die Haut vom Frosch, der ja immer feucht ist. Davor habe ich mich so geängstigt.“ Es zeigt sich da zum ersten Male, daß ihm die Beziehung zu einem Menschen in doppelter Hinsicht eine Hilfe ist, seine Angst zu überwinden. Einestheils fürchtet er den Liebesverlust, „wenn die Kindergärtnerin böse ist“, mehr als das „Froschwerden“, das ihm also doch jetzt weniger wirklich möglich erscheint als früher, dann gibt ihm aber auch die Identifizierungsmöglichkeit mit dieser geliebten Person die Sicherheit, daß ihm so wie ihr nichts passiert, wenn sie einen Mantel aus einem grünen Stoff anhat, also etwas tut, das ihm gefährlich erscheint.

Seine Angst vor dem Spritzapparat, von dem ich nicht mehr reden durfte, seit er die Angst „lieb“ hatte, kam aber doch wieder zum Vorschein und zur Besprechung. Er weigerte sich ständig in der Schule zu schreiben, er könne es nicht, wolle nicht usw. Nun brachte ihn die Kindergärtnerin doch einmal dazu, richtig zu schreiben und beobachtete dabei, daß er vor jeder Schleife, die

---

1) „Tju“ heißt lieb, wie erwähnt; „ju“ an Namen angehängt, bedeutete eine besondere Zärtlichkeit.

er schreiben mußte, zusammenzuckte, während das bei geraden Auf- und Abstrichen nicht der Fall war. Dabei war er aber sehr renitent und behauptete immer „Tinte eintunken dauert zu lang.“ Die Angst vor den Schleifen erinnerte mich an die Angst vor „Schnapperl“ und Spritze und brachte mich auf die Vermutung, daß er mit einer Füllfeder besser schreiben würde, weil man im Besitze der Spritze (der Füllfeder) keine Angst vor Schleifen (Schlüssellochern) haben müsse. Das trat auch ein. Er war sehr erfreut über die Füllfeder und bereit, damit zu schreiben, „weil es eine Spritze ist“<sup>1</sup>. Seine Spritzangst hatte sich, wie dann noch deutlicher wurde, geändert. Er hatte sich schon im Sommer anspritzen lassen und wick auch dem Sprayapparat des Vaters, den dieser täglich beim Rasieren benützte, nicht mehr aus. Im Vordergrund stand nunmehr die Angst vor dem Einlauf. Den Einlauf bezeichnete er als „schluju“ oder „flaudele“. „Das ist der Schlauch, den man rückwärts eingeführt bekommt“, wie er schon zu Beginn der Besprechung seiner Spritzangst gesagt hat. Er war zu dieser Zeit fortwährend in Angst, man könnte ihn am Rücken berühren, also „flaudele“ machen. Diese Angst vor dem „flaudele“ gestand er mir gegenüber auch ein und erklärte mir, warum sie sich jetzt so verstärkt hatte. Es passierte damals ein- oder zweimal in der Schule, daß er einnäßte und auch in die Hose defäzierte, weil er das Klosett nicht benutzen wollte unter der Motivierung, daß es dort zu sehr stinke. Die Mutter war sehr ungehalten darüber und drohte ihm mit dem Schlauch, dem Irrigationsapparat, weil sie wußte, daß er sich sehr davor fürchtete. Herbert berichtete mir das so: „Flaudele ist ein Wort von Sachen, vor denen man große Angst hat, die Mutti hat gedroht, mir wegen der vollen Hose flau zu machen“. Auch hatte ihm die Mutter damals gesagt, sie werde sein „Klufterierpuffi“ zubinden, damit er nicht einnässen könne. Als ich ihm in der Zeit den Spritzapparat zeigte, damit er sehen könne, es sei kein „flaudele“, sagte er noch: „Ich habe so Angst, wenn die Mutti es mir wieder macht, daß ich dann ein kleines zweijähriges Kind werde, wie damals, als sie es zuerst gemacht hat.“ Er fürchtet also die Wiederkehr all der schrecklichen Ereignisse, Geburt des Bruders, Ohrenbehandlung usw., die vorkamen, als er so alt war. Nun wußte ich aber, daß er selbst schon aktiv „flaudele“ gemacht hatte. Er pflegte nämlich im Sommerheim, wenn er mit dem kleinen Heini X besonders zärtlich sein wollte, von rückwärts auf ihn loszugehen, ihn am Gesäß zu packen und dabei „flaudele“ zu schreien. Dabei war seine sexuelle Erregung ganz deutlich. Außerdem erklärte er oft, „der Heini braucht auch so ein ‚flaudele‘ wie der David, man muß ihm ‚schluju‘ machen.“ Ich legte Papierpuppen vor ihn und erinnerte ihn an diese Geschichte vom Sommerheim. Er habe wohl Angst, weil er das selbst so gern täte, und man ihn bei Heini, den er damit sehr quälte, immer daran hinderte. Er gab keine Antwort, machte aber mit deutlicher Erregung allen Papierpuppen „schluju“ und „flaudele“. Ich bemerkte sofort den Unterschied: „schluju“ machte er den Mäderln, „flaudele“

1) In der Schule wollte er aber monatelang nicht schreiben. „Es ist wegen der Langweiligkeit“, wie er sagte. Er wollte ja nur neues Wissen erwerben, nicht schreiben „lernen“.

den Buben. Da ging ich weiter und sagte, er habe sicher dem Bruder „flaudele“ gemacht, weil er dem David alles, was ihm selbst unangenehm sei, zufügen wolle. Darüber habe sich die Mutti sehr geärgert. Das bestätigte er sofort: „Ich habe dem David oft ‚flaudele‘ gemacht, ihm den Finger rückwärts hineinsteckt, wie er noch sehr klein war. Da hat er sehr geschrien und die Mutti war sehr böse.“ Einige Tage später sprachen wir wieder vom „schluju“ und da sagte ich ihm, daß ich den Unterschied zwischen „schluju“ und „flaudele“ schon verstanden hätte, daß er dies vielleicht mit Frauen, sogar mit seiner Mutti, machen wollte. Zuerst ignorierte er die Deutung, plötzlich stürzte er in großer Erregung auf mich zu und streckte immer wieder die Hand gegen meine Genitalgegend aus und rief: „Schluju, schluju“. Er gestand mir dann, „das habe ich bei der Mutti einmal im Mai machen wollen. Sie war dann sehr böse und hat gesagt, du wirst schon sehen, ich werde dir das auch machen“<sup>1</sup>. Als wir weiter von „schluju“ sprachen und ich ihm klar zu machen wünschte, daß Jungen erwachsenen Frauen nicht schluju machen dürften, was er nämlich in seinem Größenwahn gar nicht einzusehen schien, gab er mir selbst noch eine Erklärung<sup>2</sup>: „Wissen Sie, ich stehe unter der Herrschaft der Angst, ich muß alles tun, was sie sagt. Wenn sie sagt, du mußt einer Frau ‚schluju‘ machen, damit sie es dir nicht macht, muß ich es tun. Aber nur bei Ihnen und der Mutti.“ Bei der Mutter, weil sie es ihm angedroht hat, und bei mir, weil ich ihm so oft den Sprayapparat gezeigt hatte. Außerdem stellte ich zu dieser Zeit durch genaues Ausfragen der Mutter fest, daß sie Herbert oft nicht aufs Klosett ließ. Er mußte den Topf benützen, sie reinigte ihn wie ein kleines Kind nach der Defäkation, wobei er sehr ängstlich war. Sie sagte auch, er habe da oft vom „flaudele“ geredet und war darüber weniger entrüstet als ich es von ihr erwartet hätte. Er versuchte es auch nie mehr bei jemand anderen, denn nur bei mir und der Mutter mußte er das ihm drohende passive Erleiden aktiv abwehren.

Daß er den Unterschied zwischen „schluju“ und dem, was ein Mann mit einer Frau macht, genau verstand, bekam ich bald zu sehen. Er stürzte einmal auch vor mir auf die Kindergärtnerin zu, preßte sich fest an sie und sagte, als ich ihn fragte, ob er es gerne haben würde, wenn man sich so an ihn presse: „Sie dürfen das nicht, das dürfen nur Jungen machen, wenn sie heiraten wollen; ich will sie (die Kindergärtnerin) heiraten.“ Als ich ihn fragte, woher er das wisse, sagte er: „Das hab ich im Park gesehen, ein Mann und eine Frau haben das dort gemacht“, und noch deutlicher wurde er, als er im Kinderheim einige Monate später zur jungen Volksschullehrerin, die sich zu der Zeit besonders mit ihm befaßte, im Bett liegend Folgendes sagte: „Wuferl (so nannte er sie) kommen Sie näher her, Sie sollen ‚fluflu‘ mit mir machen, kommen Sie näher, das kann

---

1) Die Mutter hatte mir berichtet, daß er eine Zeitlang allen Frauen unter die Röcke greifen wollte. Es war dies zur Zeit der Anwesenheit des Dienstmädchens.

2) Ich befürchtete auch, er werde diese Versuche, „schluju“ zu machen, auf die Schule übertragen, da er nirgends eine Autorität anerkannte und sich nie schämte.

man nicht aus der Entfernung, legen Sie sich, das kann man nur machen, wenn man zusammen liegt<sup>1</sup>."

Herberts Wunsch nach eigenen Kindern war auch in dieser Zeit verändert. Er hatte in der Schule zwar wieder „Freundinnen“ und „Kolleginnen“, sagte das aber nur, um seiner Namensangst auszuweichen. Ein kleines, besonders zartes und schwächliches Mädchen war sein „Wickelkind“. Zu „Kolleginnen“ hatte er freundschaftliche Beziehungen, von den „Freundinnen“ wünschte er sich Kinder. Das kam so heraus: als seine Lieblingsfreundin längere Zeit fehlte, rannte er fort zur Tür des Schulzimmers, um hinauszuschauen und festzustellen, ob sie nicht doch komme. Ebenso lästig war es, daß er in dieser Zeit, oft ununterbrochen in der Schule, aber auch bei mir, auf den Boden stampfte. Mir war dabei besonders aufgefallen, daß er in meinem Zimmer immer den Teppich verließ, um auf den nackten Fußboden stampfen zu können. Ich befragte ihn nun, warum er denn immer wieder aufstampfe. Da sagte er, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt: „Wissen Sie denn nicht, ich mache Kinder, ich stampf' auf den Boden und aus dem Loch zieh' ich das Kind raus.“ Als ich ihn erstaunt ansah, stampfte er noch einmal fest auf, bückte sich dann, langte mit den Händen auf den Boden, als ob er von dort etwas sehr vorsichtig ablösen würde, hielt es mir auf beiden Händen hin und sagte: „Schauen Sie das liebe Tujukind, ich geb es ihnen zum Aufziehen.“ Als ich weiter fragte, warum er jetzt in der Schule und bei mir so viel stampfe, gab er mir auch dafür die Erklärung: „Sonst mache ich das mit meiner Freundin, aber jetzt ist sie krank, da muß ich die Kinder allein machen.“ Dem entsprachen auch die Tatsachen; er hatte während der Krankheit seiner kleinen Freundin, die er zärtlich liebt, ohne natürlich jemals eine sexuelle Attacke auf sie ausgeführt zu haben, das Stampfen ausgeführt und ließ bei mir und in der Schule davon ab, als die Freundin wieder in der Schule erschien<sup>2</sup>.

Ebenso störend war es, wenn er stets das kleine Mädchen als sein Wickelkind bezeichnete und sie genau so damit quälte wie den kleinen Heini. Ich deutete ihm wiederholt, warum er lieber eine Tochter als einen Sohn haben wollte und konfrontierte ihn sehr energisch mit der Wirklichkeit, weil er immer behauptete, „sie ist wirklich mein Kind“ und der Widerstandscharakter dieser Behauptung jetzt sehr deutlich wurde. Aber das verfiel nicht. Erst als ich ihm erklärte, wenn er das behauptete, sei er eben irrsinnig und dürfe nicht mehr in die Schule gehen, wurde er nachdenklich. Bald darauf sagte er dem kleinen Mädchen, das er früher immer „Wickelkind“, „Kindju“ usw. benannt hatte: „Ich kann nicht mit dir gehen, weil ich nicht dein Vater bin, leider ist es nicht so.“ Von da an hatte er kein Kind mehr in der Schule. Allerdings blieb immer noch die Tendenz, kleine, schwächlichere Kinder zu bemuttern.

Der größte Fortschritt zeigt sich in Herberts Verhalten zu Ärzten. Nachdem ich ihm immer wieder erklärt hatte, warum er gerade zu der damaligen Zeit

---

1) Es blieb aber bei dieser einmaligen Aufforderung, er wiederholte derartige Anträge nie mehr.

2) Auf die Symbolik des Stampfens komme ich noch zurück.

die Ohrenbehandlung als so besonders arg empfand, daß er eben gerade damals allen Grund hatte, sich so besonders vor jeder Ichzerstörung zu fürchten, daß ich ja jetzt schon so lange alle Ärzte und alle Gefahren von ihm ferngehalten hatte, und daß seine Befürchtung vor der Wiederkehr all dieser Ereignisse unbegründet sei, wurde er allgemach zutraulich und sagte dann einmal: „Wenn Sie sagen, ein Doktor ist lieb, werde ich es glauben.“ Und er hielt dieses Versprechen. Er hatte bald darauf arge Ohrenscherzen; ich schickte ihn mit der Kindergärtnerin zu einem Ohrenarzt, der ihn wie einen Erwachsenen anredete und bei der Untersuchung sehr vorsichtig war, so daß er gar nichts spürte<sup>1</sup>. Er weigerte sich nicht hinzugehen, hatte wohl Angst, verhielt sich aber tapfer und ganz ruhig, viel ruhiger als man es erwartete. Er bekam darnach eine besonders erwünschte Belohnung in Gestalt eines Lexikons, freute sich sehr und reagierte auf diesen ersten Arztbesuch ohne jeden Rückfall.

Einige Wochen später hatte er eine starke Erkältung und der Kinderarzt mußte ihn untersuchen. Er soll sich dabei ganz verrückt benommen haben und es dauerte zwei Stunden, bis man ihn untersucht hatte. Er war sich aber seines unmöglichen Benehmens nachher voll bewußt, und sagte zur Kindergärtnerin: „Gestern habe ich jemanden sehr beleidigt, Doktoren muß man aber beleidigen, wenn sie alle Sachen mit haben wie dieser da. (Der Arzt hatte natürlich ein Hörrohr, vor dem er sich ja so maßlos fürchtete.) Wissen Sie, wie man es mit Doktoren machen muß, wenn sie herein wollen, muß man die Tür zuhalten, damit sie draußen bleiben müssen. Der Arzt ist mit allem auf mich losgegangen und hat mir sehr weh getan.“ Das stimmte natürlich nicht, man hatte ihn kaum abhören können und ihm nur in den Hals gesehen, mehr ließ er sich nicht gefallen. Als ich ihn dann wieder sah, blieb er im Wartezimmer sitzen und ignorierte mich ganz, was seit Anfang der Behandlung nicht vorgekommen war. Und nachdem ich ihn öfters aufgefordert hatte, mit mir in mein Zimmer zu kommen, wandte er sich zur Kindergärtnerin und sagte: „Haben Sie gehört, daß jemand mit mir geredet hat, ich habe nichts gehört.“ Es gelang mir dann doch ihn zu mir hereinzubekommen und da beklagte er sich bitter: „Das war doch wie ein Überfall, ich habe gleich gedacht, Doktor X. und Y. sind vom Teufel zurückgekehrt, Sie hatten doch versprochen, mich nie mit einem Arzt zusammenzubringen, ohne mich vorher zu fragen.“ Aber auch dieses Zusammentreffen blieb ohne Rückfall —, nur seine Angst vor dem Hörrohr konnte ich selbst beobachten, als er einmal bei meinem Mann in einem Kasten ein Hörrohr erblickte und sich dann wochenlang weigerte, das Ordinationszimmer meines Mannes zu betreten, obwohl er in dieser Zeit zu ihm schon eine sehr gute Beziehung hatte. Übrigens verleugnete er diese Erkältung, derentwegen er untersucht worden war, einige Monate später vollkommen und behauptete, es habe ihm gar nichts gefehlt, offenbar um die ganze Angst, die mit diesem Arztbesuch zusammenhing, zu negieren. Während der zweieinhalb Monate, in denen er sich in diesem Jahr in einem Kinderheim befand, bekam er wieder eine doppelseitige Mittelohrentzündung mit

<sup>1</sup>) Es wurde eine chronische beiderseitige Mittelohrentzündung festgestellt, man fand auch sehr *ausgebreitete Narbenbildungen* von früher.



hohem Fieber. Er ließ sich erstaunlich vernünftig behandeln, hatte wohl große Angst, zitterte sehr, wehrte sich aber nie und man konnte alles machen, was nötig war. Man mußte ihm sogar beide Trommelfelle eröffnen. Es geschah im Ätherrausch. Er merkte nichts und hatte von der leichten Narkose gar keinen Chock. Er hatte aber bemerkt, was man mit ihm vorgenommen hatte. Denn er sagte mir Monate später: „Ich weiß ja doch, daß der Doktor N. mit einer langen Nadel mir ganz tief ins Ohr hineingestoßen hat, aber es war nicht wie bei den Doktoren auf der Klinik, denn ich habe nichts gespürt und es erst nachher gewußt.“

Als er von dem Landaufenthalt mit der Montessorivolksschule zurückkam, wurde er vom gleichen Arzt, den er sehr gern hatte, an der Nase operiert. Man nahm ihm im Ätherrausch Wucherungen in der Nase und entfernte gleichzeitig die Mandeln. Er war erstaunlich vernünftig dabei<sup>1</sup>. Er wehrte sich nicht und er bemerkte auch wenig von der Operation, da er weder Blut noch Instrumente zu sehen bekam. Es störte ihn verhältnismäßig wenig, daß er nach der Mandeloperation einige Tage nicht sprechen konnte. Die Eisenbahn, die er als Belohnung für sein Bravsein erhielt, freute ihn unendlich, er spielte das erste Mal wie ein richtiges Kind. Um sich mit der Umgebung zu verständigen, erfand er eine Zeichensprache, da er nicht sprechen konnte. Darin war er sehr erfinderisch und es machte ihm auch viel Spaß. Auch dieser, nicht geringe ärztliche Eingriff blieb ohne jeden Rückfall und ohne jede Störung in seiner Beziehung zu mir und zu den beiden Pädagoginnen.

Nun kämpften wir beide, wie ich schon früher zeigte, in diesem ganzen Abschnitt um das „Liebhaben“ der Angst. Er sagte z. B. einmal, als er wieder etwas aus Angst vor Beschädigung ablehnte: „Ich will die Angst behalten, sie stammt vom Rohr des Doktors X.; ich habe sie lieb und muß sie behalten zur Sicherheit gegen das Umgebrachtwerden. Wann immer man festgehalten wird, kann einem das passieren. Ich will auch ein Doktor werden, aber einer ohne Rohr.“ Hier wird also deutlich, daß Herbert an den Ängsten aus Schutz vor größeren Gefahren festhält, sie als Machtmittel behalten will, also gewissermaßen in sekundärer Funktion. Die Ängste bestanden jetzt vorwiegend darin, Vornamen und Körperteile laut auszusprechen. An diesen Ängsten hielt er ganz strenge fest, während andere Ängste, z. B. die vor einer Creme, mit der er sich einreiben sollte, vor Öl, das man in die Nase tropfen wollte, vor gewissen Speisen durch Konsequenz und Unnachgiebigkeit zu unterdrücken waren. Er wollte aber auch durch das Festhalten an der Angst seinen Größenwahn betätigen. Wie ich schon erwähnte, stellte er mir ja immer den „Pruicht“, den Vertreter des Bösen und Blöden als Gegenspieler gegenüber, dessen Stellung ständig mehr ausgebaut wurde. Nebenbei möchte ich nur erwähnen, daß diese Phantasien die einzigen waren, die ich in der Analyse von Herbert zu hören bekam. „Der Pruicht wird Ihnen schon sagen, daß ich die Angst behalten will, er ist ein großer Zauberer. Er wohnt zwischen Himmel und Erde und er macht alles, was ich will.“ Und

---

1) Er wurde von der jungen Volksschullehrerin begleitet und damals auch von ihr in ihrer Wohnung gepflegt, kam also mit dem häuslichen Milieu in dieser Zeit gar nicht in Berührung.

später: „Der Pruicht kann alle Monate wegzaubern, in denen etwas war, was ich nicht mag, den Mai, Juni, Juli, weil man da schwimmen gehen soll. Ich sage einfach ‚tepperter<sup>1</sup> Mai‘ und dann zaubert er ihn schon weg.“ Er wollte nämlich durchaus eine Zeit lang alle Monate, in denen unangenehme Dinge vorgefallen waren oder vorkommen konnten, weghaben, und rannte in dieser Zeit oft minutenlang herum, indem er die verschiedenen Monate verwünschte, dadurch daß er sie als „teppert“ bezeichnete und sie damit zum „Pruicht“ schickte. Hier spielte auch das Märchen von Andersen „Zwölf mit der Post“ mit, das er immer wieder mit Begeisterung las. Dort erscheinen alle Monate der Reihe nach beim Beginn des neuen Jahres. Das dreht er nun in seiner Phantasie vom „Pruicht“ dahin um, daß der „Pruicht“ die Monate verschwinden lassen mußte. Es wurde denn auch alles auf den „Pruicht“ übertragen, von dem er in der Religionsstunde lernte: „Pruicht ist ein Gott, wenn es keinen Pruicht gibt, gibt es keinen Gott. Der Pruicht ist mehr als ein Zauberer und Sie müssen tun, was er sagt.“ Als ich ihm Ursprung und Bedeutung dieser Phantasien erklärte und er auch einsehen mußte, daß mir Phantasiegestalten keinen Eindruck machten, versuchte er, mir mit realen Personen zu imponieren. So z. B.: „Der Bundespräsident verbietet Ihnen von der Angst zu reden, der ist der Höchste in Österreich, dem müssen auch Sie folgen.“

Ein umfassender Abbau in seinem Größenwahn wurde in einem Ausspruch über die Schule deutlich: „Wissen Sie, daß man gesagt hat, daß ich der Zweitkleinste bin, das kränkt mich sehr.“ Ich meinte, um ihn zu trösten, im Rechnen sei er doch der Beste. Er ging aber in seiner Einsicht noch weiter: „Meinen Sie nicht, daß der Beste im Rechnen auch der Beste im Schreiben sein sollte?“ Dieser Ausspruch hatte umsomehr Bedeutung, weil er sich doch ständig weigerte, in der Schule zu schreiben. Nach dieser gewonnenen Einsicht wurde mir nie mehr mit dem Pruicht gedroht oder mit einer anderen Autorität. Aber die entscheidende Wendung trat erst ein, als ich ihm wiederholt erklärte, sein Kommen zu mir sei zwecklos, wenn er die Angst sein Leben lang behalten wolle. Das stimmte ihn sehr nachdenklich und eines Tages, als er mein Behandlungszimmer verließ, nahm er mich und die Kindergärtnerin bei der Hand und sagte sehr ernsthaft: „Werdet ihr beide mich auch wirklich immer lieb haben?“ Damit gab er mir zu verstehen, daß er bereit sei, auf seine letzten Ängste zu verzichten, wenn man ihm zusicherte, daß er keinen solchen Liebesverlust mehr erleiden müßte wie damals, als die Mutter sich von ihm dem Neugeborenen zuwandte und er ganz verlassen war. Er befürchtete natürlich wieder verlassen zu werden, wenn er gesund würde und ihm damit der Zauberer verloren gehen würde. Nachdem er sich das oft hatte versichern lassen, erklärte er wieder, wie er es immer tat, ganz von selbst und spontan: „Am 16. Juni werde ich Vornamen und Körperteile laut sagen.“ Nun hatte er sich, wie ich schon erwähnte, den ganzen Winter lang immer zu schreiben geweigert und der Oberlehrer der Schule, die er besuchte, mußte auf einer Prüfung bestehen, um überhaupt festzustellen, ob er schreiben könne. Diese Prüfung sollte vor

1) Wiener Dialekt, heißt „dummer“.

dem 16. Juni stattfinden, weil die Montessorischule für den ganzen Juni aufs Land fahren wollte. Ich hatte ihm versprochen, dieser Prüfung beizuwohnen, um gegen die Angst, Namen oder Körperteile schreiben zu müssen zu „zaubern“. Da machte ich ihm nun den Vorschlag, ob er nicht die Namensangst doch für den Tag der Prüfung fortschicken könne, wenn sie ohnedies einige Tage später erledigt sein würde. Er lachte ironisch und sagte: „Aber was fällt Ihnen denn ein; das kann ich doch nicht, da müßte die Angst dann schon ganz wegbleiben, da brauchte ich den sechzehnten Juni nicht.“ Bei der Prüfung überraschte er mich durch Kenntnisse, bei deren Erwerbung man ihn gar nicht hatte beobachten können. Er konnte plötzlich schreiben, orthographisch natürlich ganz richtig, konnte den Inhalt eines kleinen Gedichts nacherzählen und seine Rechenkenntnisse waren wirklich erstaunlich. Leider verstärkte das seine Selbstüberschätzung recht beträchtlich. Ich hatte seinen Größenwahn ständig bekämpft, ihm immer zu zeigen versucht, um wieviel andere mehr konnten und nun hatte er geschrieben, ohne es je geübt zu haben und noch dazu ganz richtig. Er triumphierte: „Ich habe Ihnen ja schon immer gesagt, daß ich wegen der Langweiligkeit kein Schreiben üben muß. Bei mir geht alles von selbst. Darum werde ich jetzt die Ängste in einen Apparat stecken, von dort kommt sie über die Doktoren, das mache ich alles ohne Sie, ich brauch keinen Zauberer mehr gegen die Angst.“

Am 16. Juni war die Angst, Vornamen und Körperteile auszusprechen, wirklich weg. Er machte sehr viel Aufhebens davon, teilte es allen im Heim mit und schrieb mir ohne Aufforderung und Unterstützung, daß die Angst fort sei. Als wir uns dann wiedersahen, bemerkte ich allerdings, daß er die Namen nicht immer laut, sondern oft nur leise aussprach. Zur Rede gestellt, begründete er das so: „Als sich die Angst am Morgen des 16. Juni von mir verabschiedete, sagte sie: es bedarf einer langen Zeit der Angewöhnung, um Namen und Körperteile laut zu sagen, wenn man sich so lange gefürchtet hat. Es kann zwei oder drei Monate dauern oder noch länger. Bei dir wird es lange sein, weil du so lange und so große Angst gehabt hast.“

Da der Landaufenthalt mit der Montessorivolksschule von der Lehrerin im Folgenden ausführlich geschildert wird, möchte ich mich nur darauf beschränken zu berichten, welche Veränderungen mir nach Herberts Rückkehr am meisten auffielen. Er war viel freier und aggressiver geworden, stieß jeden, der ihm im Wege war, oder ihn an etwas hindern wollte, auf der Straße oder zu Hause, ohne weiters beiseite und lachte bisweilen laut und herzlich, was früher bei ihm nur vorkam, wenn er jemanden, den er kritisierte, auslachte. Ich hatte Gelegenheit, ihn nach seiner Mandeloperation oft und viel zu beobachten, er beschäftigte sich ständig mit der Eisenbahn, baute sogar eine Wohnung für den Zugführer und den Maschinisten und spielte wie ein richtiges Kind. Dabei studierte er aber natürlich den Fahrplan und wußte in kurzer Zeit alle Hauptverbindungen von Wien ins Ausland auswendig. Mit dem Essen gab es zu dieser Zeit fast keine Schwierigkeiten mehr.

Zur Vervollständigung des Berichtes über seine Beziehungen zur Außenwelt

möchte ich noch nachtragen, daß seine Rückkehr aus dem Heim ins Elternhaus, die ungefähr einen Monat nach dem Landaufenthalt mit der Schule erfolgte, ihm wieder Enttäuschungen brachte. Obwohl ihm anscheinend der Heimaufenthalt und die Trennung von zu Hause wie immer gar keinen Eindruck machte, verstand er zu dieser Zeit doch schon, daß man ihn auf einige Zeit von daheim hatte weggeben müssen, weil man es mit ihm nicht mehr aushalten konnte. Er hatte sehr viele gute Vorsätze und sagte oft: „Ich werde sehr lieb sein mit der Mutti, wenn ich nach Hause komme.“ Eine Jazztrommel war in dieser Zeit das einzige Spielzeug, das er benützte. Er hütete seine Trommel besonders und hing sehr an ihr, sie bot ihm offenbar die Möglichkeit vieles aktiv zu erledigen, was man ihm zugefügt hatte. Denn sein Interesse für diese Trommel war im Anschluß an das Interesse für Trompeten („Ohrtrichter“ sehen wie kleine Trompeten aus) entstanden. Von der Trommel, die er nun seit Monaten bei mir aufbewahrte, sagte er zu dieser Zeit: „Ich werde sie nun nach Hause nehmen, wenn ich sehe, daß der David brav geworden ist, sonst bringe ich sie wieder hierher zurück.“ Hier wird zum ersten Mal deutlich, daß ihm die Analyse als Zufluchtsstätte vor allen Unannehmlichkeiten des häuslichen Milieus erscheint und daß er auch darum die Angst nicht so gerne hergeben will, weil er fürchten muß, dann diese Zuflucht zu verlieren. Als er nach der Rückkehr ins Elternhaus, wo man ihn sehr zum Guten verändert fand, wieder zu mir kam, war er ganz ablehnend. „Warum haben Sie mir das getan?“ fragte er immer wieder, „der David ist genau so schlimm wie früher!“ Er erwartete also auch, daß David sich ebenso bessern würde wie er. Dann mußte er auch wieder einige Tage befürchten, daß er aus äußeren Gründen nicht mit der Schule aufs Land gehen könnte. Da war er ganz außer sich und verwirrt, „Es nützt alles nichts“ sagte er, „sie haben mich zu Hause doch nur bös“ (das heißt nicht gern). Zu der Zeit stellte er mir, wie schon erwähnt in Aussicht, die letzten Ängste am 16. Juni weckzuschicken, wenn ich und die Kindergärtnerin ihn immer lieb haben würden.

Ich glaube die Veränderungen in der Art seiner Objektbeziehungen sind aus dem eben Gesagten so deutlich zu entnehmen, daß es keiner weiteren Erklärung bedarf. Vielleicht wäre noch Einiges über die Art seiner Beziehungen zu Mutter, Bruder und mir zu sagen, wie sie sich am Ende dieses Behandlungsabschnittes zeigten. Auf den Bruder war er, wie ich berichtete, sehr schlecht zu sprechen. Der kleine David hatte nach und nach alle Sonderbarkeiten Herberts herausgefunden, und quälte ihn ständig dadurch, daß er ihm alles zuwider tat und ihn ununterbrochen mit unverständlichen Worten überschüttete, die für Herbert ja zum großen Teil schon erledigt waren. Das nahm dieser sehr übel, umso mehr als die Mutter David nie in seine Schranken wies, ja sich um seine Unarten nicht viel kümmerte. Herbert legte sich eine Taktik dem Bruder gegenüber zurecht, die zwar bei ihm selbst, nicht aber beim kleinen David Erfolg gehabt hatte: „Die Angst soll über ihn kommen“, lautete das Motto dieser Taktik. Alle drohenden Worte, womit man kleine Kinder schreckt, womit auch die Mutter den sehr *frechen und unfolgsamen David*, wenn auch vergebens zu

unterdrücken suchte, wendete er diesem gegenüber an, so „der Zigeuner, der Neger oder der Rauchfangkehrer, der Menschenfresser werden dich holen und umbringen“. David lachte ihn aus und es endete meist mit einer heftigen Rauferei zwischen den Gleichstarken, da Herbert körperlich immer noch sehr ungeschickt war. Seine Todeswünsche gegen den Bruder waren ganz manifest; „Früh muß ich ins Bett zum David, nicht weil ich ihn lieb habe, wie früher, sondern um ihm etwas Böses zu tun, damit er stirbt.“ „Ich will keinen so schlimmen Bruder, er soll zugrunde gehen.“ Die äußere Aggression entsprach aber gar nicht seinen Todeswünschen. Er raufte wohl kräftig, aber nur weil der Bruder raufte, er selbst machte nie den Anfang und war erstaunlicherweise immer zum Aufhören bereit, weil sein Interesse für den Bruder nie sehr lange anhielt.

Zur Mutter war er sehr ambivalent eingestellt. Er sagte ihr in einem Atem: „Meine himmlische Mutti“ und „tepperte, blöde Frau“. Letzteres trug natürlich nicht zur Verbesserung der gegenseitigen Beziehung bei. Zur Ehrenrettung für Herberts Mutter möchte ich hier sagen, daß es für eine unanalyzierte, mit normalen mütterlichen Affekten reagierende Mutter sehr schwer war, zu diesem abnormen Kind eine normale gute Beziehung zu haben. Auch zeigte er nur mehr, wenn er jetzt mit der Mutter war, die unangenehmen Auffälligkeiten, die er sonst abgelegt hatte, wie lautes „Pruicht“-schreien auf der Straße, laut reden und herumfuchteln, und seine Schadenfreude über ihren Ärger war ganz deutlich.

Zu mir war seine Einstellung in dieser Zeit, in der wir gegeneinander um das „Liebhaben“ der Angst kämpften, auch sehr ambivalent. So sagte er z. B. im Wartezimmer vor fremden Leuten in besonders zärtlich gefärbtem Ton: „Das ist mein geliebtester Zauberer“, dabei hatte er mir wenige Minuten vorher versichert, ich sei blöd, frech und verstehe nichts vom Zaubern. Oder als ich ihn im Kinderheim besuchte, wobei er mich tatsächlich nicht sofort erkannte, weil er so vertieft in seine Arbeit war: „Was ist das für eine liebe Dame, — ah, mein liebster Zauberer — Sie Kruichin, Sie blöde.“ Seine Aggression mir gegenüber galt, wie sich zeigte, nur der Tatsache, daß, wenn ich ihn immer wieder mit seiner Angst konfrontierte, er das Erlittene durch aktives Antun abwehren wollte. So wurde er ein einziges Mal wirklich aggressiv gegen mich. Er behauptete einmal, sich jetzt ohne weiters die Nägel an der Hand schneiden zu lassen. Ich versuchte es, plötzlich wollte er auf mich losstürzen und mich an den Haaren reißen. [Er hatte ja Angst, wie ich schon früher berichtete, die Ärzte würden dem Teufel die Federn ausreißen.] Es lag ihm aber trotzdem immer noch sehr viel an meinem Wohlwollen, und er war stets bemüht, es sich zu erhalten. Als er im Winter im Heim an einem Nasenkatarrh krank war und sich zuerst absolut nicht die Nase einfetten lassen wollte, gab er dann aus Angst vor meinem Bösessein nach und betonte: „Wir müssen jetzt sehr viel schmieren, damit der Zauberer wieder gut wird.“ Am besten wird seine Einstellung zu mir durch einen Vorfall gekennzeichnet, der sich knapp vor seiner Abreise mit der Schule aufs Land ereignete<sup>1</sup>. Ich hatte ein kleines

---

1) Ich war schon einige Male früher in der Schule gewesen, um sein Verhalten dort zu beobachten.

Mädchen probeweise für einige Stunden in die Schule gebracht, von dem er wußte, daß sie von mir behandelt wurde. Er tat wie immer, als ob er mich nicht erkennen würde, begann plötzlich laut zu reden, erregt herumzulaufen, überall anzustoßen und allen Kindern im Weg zu sein. Am Nachmittag in der Stunde deutete ich ihm, daß er aus Eifersucht so schlimm gewesen sei, weil ich mit dem kleinen Mädchen in die Schule gekommen war. Er setzte gleich fort: „Natürlich, Sie sind doch auch nicht ihre Mutter, Sie sind aber mit ihr gekommen und gegangen, und das geht doch nicht.“ Dann weiter fort: „Und überhaupt, ich freue mich, daß ich von den Teppen zu Hause fortkomme. Sie haben mir versprochen, daß die Mutti lieb sein wird, aber es ist nicht wahr. Wie sie damals zu mir ‚Putju‘ und ‚Bubilu‘<sup>1</sup> gesagt hat, war sie noch nicht böse wegen der Angst, da hat sie mich noch lieb gehabt.“ Herbert ist jetzt so eifersüchtig, weil er in mir doch den Ersatz für die Mutter sehen will, die früher einmal vor Anwesenheit des kleinen Bruders sehr lieb mit ihm war und die ihn jetzt gar nicht mehr mag<sup>2</sup>. Sonst interessierte er sich in der Zeit noch mehr als früher für das, was er an äußeren Vorgängen bei mir wahrnahm. Es fiel ihm in dieser Zeit zum erstenmal auf, als man mich aus der Stunde herausrief, obwohl das auch schon früher vorgekommen war. Er fragte, wo ich gewesen sei. Ich sagte, ich hätte mit jemanden telephoniert, der abends um neun Uhr zu mir kommen wolle. Da war er empört: „Das geht nicht, um neun Uhr abends ist keine Zaubererzeit. Da schlafe ich schon und Sie dürfen nicht mehr arbeiten, das ist zuviel. Zauberer dürfen höchstens arbeiten von acht Uhr früh bis acht Uhr abends, nicht länger. Wenn Sie das tun, werde ich Sie bei der Arbeiterkammer anzeigen.“ Abgesehen davon, daß es hier das erste Mal war, daß ich bei Herbert Sorge um persönliches Wohlergehen eines Menschen beobachten konnte, ist dieser Ausspruch auch bemerkenswert dafür, daß er schwierigere Begriffe wie Arbeitszeit und Arbeiterkammer wirklich versteht und richtig verwendet. Er interessierte sich jetzt auch für die Tätigkeit meines Mannes und machte einen genauen Unterschied zwischen uns: „Zum Mann geht man, wenn man über zaubern spricht, zu Ihnen, weil Sie auch wirklich zaubern.“

Ich möchte hier der Vollständigkeit halber noch von einem Spiel in der Behandlung berichten, das unsere gegenseitige Beziehung sehr vertiefte, für Herberts intellektuelles Verständnis von Bedeutung ist und außerdem wieder Zusammenhänge mit der Angst vor dem Schlüsselloch zeigt. Wie ich ja schon erwähnte, wollte Herbert eigentlich nie spielen, er zeichnete nur in der ersten Zeit der Behandlung und wenn wir später nicht gerade miteinander redeten, blätterte er meist in einem Buch. Damals, als wir das „Liebhaben“ der Angst besprachen, wollte ich gerne etwas in der Behandlung zur Verfügung haben, das mir die Möglichkeit bot, ihn vom Lesen abzuhalten und ständig mit ihm in Kontakt

---

1) Die Mutter hatte ihn als Säugling, wie sie bestätigte, oft so genannt. Auf die *wichtigen Aufschlüsse, die wir hier über die Genese* seiner unverständlichen Worte erhalten, komme ich noch zurück.

2) Sie ist ihm gegenüber zurückhaltend wegen seiner Abnormitäten, die er als „Angst“ bezeichnet.

zu sein. So gab ich ihm also Spielkarten, für die ich bei ihm wegen seiner Vorliebe, Zahlen abzuschätzen und zu rechnen, Interesse voraussetzen durfte. Er war ganz außer sich vor Begeisterung, kannte alle Karten, wie sich zeigte, machte selbsterfundene Kartenspiele, konnte sich von den Karten nicht trennen und sagte: „Lieber, allerliebster Herr Zauberer, Sie wissen doch am besten, was ich gerne habe.“ Ich erklärte ihm das Rummyspiel, er verstand es gleich und spielte ganz richtig mit mir. Es war nur eines auffällig: er benannte die Karten nicht Treff, Karo, Herz und Pick, sondern sagte statt dessen: Puiben, Foitika, Buam und Hovendinacht. Diese ganz ausgefallenen Namen hatten folgenden Ursprung: Als kaum Zweieinhalbjähriger beobachtete er schon immer, wie mir der Vater erzählte, alle kartenspielenden Leute im Park. Nun sollen einmal vier Burschen gespielt haben, die dabei sehr laut im Wiener Dialekt schrien „Buam“ (d. h. Buben), aus dem er „Buim“ bildet und schließlich „hau ihm den nach“, woraus bei Herbert „Hovendinacht“ entstand. „Foitika“, mit dem er Karo bezeichnet, erinnert an „Foché“, die Rautenform des Karo hieß ihn wohl an ein weibliches Genitale denken. „Ich muß so sagen“, behauptete Herbert, „weil damals (als er die Karten kennenlernte) die Angst vor dem Schnapperl so groß war.“ Im Eifer irrte er sich einmal und warf mehr Karten ab, als es erlaubt war. Ich sagte nichts, er hatte es aber doch bemerkt und meinte am nächsten Tag: „Wir müssen immer beim Spiel eine Situation vermeiden, in der es soweit kommt, daß ich zuviel abwerfe, denn sonst könnte etwas passieren, was mir unangenehm wäre.“ Zum ersten Male bestätigte Herbert hier eine meiner Vermutungen, daß er nämlich auch aus Angst vor einer Beschädigung seines Ich immer alles Intellektuelle so besonders korrekt und richtig machen wollte.

Während seines Heimaufenthaltes erzählte er übrigens einem gleichaltrigen Jungen von den Ängsten vor Schlüsselloch und Spritze. Es war nicht herauszubekommen, wieviel er dem anderen Jungen von der Bedeutung dieser beiden Gegenstände mitteilte, jedenfalls spielten sie lange ein Spiel gegen Schnapperl- und Spritzangst, wie sie es nannten. Das bestand darin, daß man das offene Schlüsselloch mit Plastelin verklebte oder aber alle möglichen spitzen Gegenstände hineinsteckte, wie Federstiele, Taschenmesser, Pinsel, mit denen dann kräftigst hin- und hergestoßen wurde. Herbert sagte dabei, (es war nach der Trommelfelldurchstechung): „Es muß tief gehen, man sticht hinein und man muß eine Flüssigkeit hineinspritzen.“ Der andere Junge liebte dieses Spiel auch ganz besonders und war nicht davon abzubringen, obwohl die beiden alle Schlüssellöcher verklebten und verdarben.

Was nun Herberts Wissensdrang am Ende dieser Behandlungsperiode betraf, so war er eigentlich unverändert geblieben. Er fragte zwar nicht mehr so quälend und stürmisch wie früher und sein Interesse für alles Gedruckte war jetzt viel normaler und geordneter. **So kam es bei mir nie mehr vor, daß er sich auf Bücher stürzte, deren Inhalt für ihn ganz uninteressant sein mußte.** Es wurde jetzt sorgfältig gewählt, er bat mich um Bücher mit Theaterstücken, um Romane, weil er das alles selbst schreiben wollte, wie er sagte. Eines möchte

ich an dieser Stelle noch betonen: seine ganz ungewöhnliche Art, sich den Inhalt eines Buches anzueignen. Ich habe nie gesehen, daß er wirklich ein Buch langsam, Seite für Seite gelesen hätte, er durchfliegt das Buch, verweilt ein bisschen auf manchen Seiten, aber man hat doch immer nur den Eindruck, er habe das Buch bloß flüchtig durchgesehn. Dabei weiß er sonderbarerweise dann immer den Inhalt recht genau und irrt sich auch in Details nicht.

Was seine sprachlichen Sonderbarkeiten betrifft, hatte er zu dieser Zeit alle unverständlichen Worte aufgegeben, doch war seine Vorliebe, gewisse Worte immer wieder zu wiederholen, um damit etwas zu bewirken, unverkennbar. So rief er immer, statt auf gleichaltrige Jungen loszugehen die Worte „Tetschen, Watschen, Fotzen“ aus<sup>1</sup>. Besonders seitdem er aggressiver geworden war. Das erklärte er mir so: „Einmal werden sie, (die Jungen) alles das schon bekommen.“ Man konnte auch bemerken, daß er, wenn auch sehr selten, plötzlich wieder keine Beziehung zum Wortinhalt hatte. Zum Beispiel: „Warum kann man nicht sagen her — vorragend und Frau — vorragend?“ Oder als man ihn einmal zur Jause einlud, wo es Kakao mit Schlagobers gab: „Das kann ich doch nicht essen, da wird mich dann der Schlag treffen. Ich kann ja auch keinen Schmarrn essen, weil das nichts ist<sup>2</sup>.“ Umso merkwürdiger muß es einen dann berühren, daß er z. B. den Unterschied zwischen Stratosphäre, Athmosphäre, Troposphäre genau verstand, die ihn wegen Piccards Höhenflug besonders interessierten. Es sieht so aus, als ob gerade er aus allen doppeldeutigen Worten eine Bedrohung seiner Person herausfühlen würde.

Ich möchte den Bericht über die merkwürdige Erkrankung des kleinen Herbert und ihre Behandlung an dieser Stelle abbrechen, weil die bisherige Schilderung der Hauptsymptome, ihrer Auflösung und der erzielten Veränderungen alles für diese Erkrankungsform Wesentliche enthält. Um die Veränderungen am kleinen Patienten noch besonders zu charakterisieren, will ich nur Einiges über seinen Sommeraufenthalt in einer Familie berichten. Obwohl er dort ganz fremd hinkam, nur von der jungen Volksschullehrerin begleitet, knüpfte er doch zu allen Leuten sehr gute Beziehungen an. Er war sehr glücklich, in einem friedlichen häuslichen Milieu zu sein, in dem es keine anderen Kinder, sondern nur Erwachsene gab. Er betonte das besonders: „Hier ist eine gerechte Familie, bei uns zu Hause aber ist eine streitige.“ Es machte natürlich Schwierigkeiten, so wenn er endlos fragte, sich in alle Gespräche hineinmischte, bei Tisch sehr unappetitlich aß oder lange Reden hielt. Aber dann benahm er sich doch wieder stundenlang wie ein normales Kind, spielte im Freien, badete ohne jede Angst in einer kleinen Wanne, in der er sich selbst an der Sonne das Wasser wärmte, spritzte alles mit einer Spritze an, verrichtete kleine Gartenarbeiten, half in Küche und Haus, spielte auch mit gleichaltrigen Kindern ohne besondere Konflikte. Vielleicht läßt sich die Art seiner Beziehung zu dieser ganz neuen, un-

---

1) Wienerische Ausdrücke für Ohrfeigen.

2) Schmarrn ist eine Wiener Mehlspeise: im *übertragenem Sinne* wird damit etwas *Wertloses bezeichnet; als Antwort „ja, ein Schmarrn“* bedeutet es im Wienerischen eine Verneinung.



voreingenommenen Umgebung, die ihm besonders liebevoll und nett entgegenkam, am besten durch Wiedergabe eines Briefes an eines dieser Familienmitglieder kennzeichnen. Es gab eine Reihe solcher Briefe, die er alle ganz allein schrieb, ohne daß er einem Erwachsenen auch nur Einsicht gestattet hätte.

„Lieber X.! Ich danke Dir vielmals für alles, die S. B. B. Revue, die Denkmalskarte, die zweite Karte mit dem schönen Franzosen und dem Nikolo. Ich freute mich mit allem, da Du so lieb bist und an mich so viel denkst. Ich habe von Y. das Tellbuch bekommen und kenne die ganze Sage, wie Tell den Apfel vom Kopfe seines Sohnes wegschoß. Ich habe auch von der lieben Frau M. einen schönen Nikolo bekommen. Grade wie ich schreibe, fällt der erste Schnee. Ich bin ein wenig verschnupft. Ich bin täglich mit der Y. (der Volksschullehrerin, die sich damals so viel mit ihm befaßte) zusammen in der Schule, wo ich fleißig lerne. Ich möchte gerne einmal Deine Schule besuchen und den Schülern bei Deinem Unterricht zuhören. Bei einem so lieben Lehrer ist es keine Kunst fleißig zu lernen. Ich schicke Dir viele Grüße und Küsse!

Herbert.“

Vielen Dank für den schönen  
Nikolo, den ich in sehr guter

### *Zusammenfassung*

Bevor ich die hier wiedergegebenen Abschnitte der Behandlung des kleinen Herbert zusammenfasse, um aus ihnen das herauszugreifen, was mir bei diesem Fall als das Wesentlichste an der Art seiner Erkrankung erscheint, möchte ich einige Bemerkungen zum Problem seiner geistigen Frühreife voranschicken. Die Tatsache, daß Herbert das Durchschnittsmaß der intellektuellen Reife gleichaltriger Kinder übertrifft, erscheint mir aus allem, was ich über seine geistigen Tätigkeiten berichtete, klar hervorzugehen; ich möchte nur der Vollständigkeit halber hervorheben, daß der Kleine nach dem Binet-Simonschen Test seinem Alter durchschnittlich stets um dreieinhalb bis vier Jahre voraus war. Die Berechtigung, seine geistige Frühreife wenigstens versuchsweise gesondert von seiner geistigen Erkrankung zu betrachten, scheint mir darin begründet, daß diese Frühreife zunächst ohne die Anzeichen seiner Erkrankung auftrat.

Den großen und quälenden Wissensdrang, der schon zugleich mit der Erwerbung der Sprache auftrat, hat man auch bei sonst normalen Wunder-

kindern beobachtet<sup>1</sup>. Ebenso fand man bei diesen Kindern wie bei Herbert, zumindestens auf das Gebiet ihrer ungewöhnlichen Begabung bezogen, maßlose Selbstüberschätzung vor<sup>2</sup>. Wenn sich aber auch in allen Biographien der Wunderkinder Züge und Eigenschaften vorfinden, die mit vielen, was man auch an Herbert sehen konnte, übereinstimmen, so scheint mir doch zwischen den Begabungen der Wunderkinder und Herberts Frühreife ein prinzipieller Unterschied zu bestehen. Alle Wunderkinder haben auf einem bestimmten, leicht abzugrenzenden Gebiet Außerordentliches geleistet; wenn die meisten auch im allgemeinen geistig ihrem Alter weit voraus waren, so fand man doch bei sehr vielen daneben wieder ganz kindliche Züge und Verzögerungen der Entwicklung. Nun wäre es ja denkbar, daß die Autoren der mehr in der Richtung der sensationellen Begabung geführten psychologischen Untersuchungen den Details der sonstigen geistigen Entwicklung und des Gesamtverhaltens keine solche Bedeutung beileigten, wie es sich bei meiner Behandlung von selbst ergab<sup>3</sup>. Aber auch, wenn ich diesen Umstand in Betracht ziehe, erscheint mir Herberts Frühreife doch einen ganz anderen Charakter zu haben. Denn sie ist vor allem auf keinem Gebiet so ganz außergewöhnlich wie die eines richtigen Wunderkindes, dessen Leistung man als exzeptionell und über das Niveau eines durchschnittlichen Erwachsenen weit hinausgehend zu bezeichnen berechtigt ist. Herbert ist auf geistigem Gebiet ganz allgemein früh entwickelt. Um es besonders deutlich im Sinne seiner Krankheit zu sagen: Es sieht so aus, wie wenn er sich schon mit zweiundzwanzig Monaten bemüht hätte, ein Erwachsener zu sein, um mehr zu leisten, als ein Kind es kann. Denn wenn wir z. B. seine mathematische Begabung als überdurchschnittlich bezeichnen, so ist sie doch wieder etwa der eines Schwachwunderkindes<sup>4</sup> nicht annähernd gleich zu setzen. Ich glaube ferner, daß eine ganz außergewöhnliche Begabung auf irgendeinem speziellen Gebiet sich bei Herbert trotz seiner Erkrankung schon gezeigt haben müßte. Darum bin ich auch der Ansicht, daß seine schriftstellerischen Produktionen in der Schule und seine Briefe, die aus der letzten normaleren Zeit stammen, doch nur als Ausfluß seiner allgemeinen geistigen Frühreife, nicht aber als erste Anzeichen eines schriftstellerischen Talenten anzusehen sind, obwohl natürlich alle Voraussagen über seine weiteren Begabungsentwicklungen sehr unsicher bleiben müssen. Ich bin aber der Meinung, daß zwischen der Eigenheit von Herberts intellektueller Reife und der Art seiner Erkrankung ein sehr weitgehender Zusammenhang besteht. Dies soll hier aber nur angedeutet werden; vielleicht werden sich aus der Zusammenfassung von Herberts

1) Dr. A. Graf v. Pestalozza: „Das Wunderkind.“ Leipzig, 1923.

2) Dr. Franziska Baumgarten: „Wunderkinder. Psychologische Untersuchungen“, Bern, 1930.

3) Die zwei bereits zitierten und O. Boodstein: „Frühreife Kinder“, Langensalza, 1909.

4) Baumgarten: „Wunderkinder“.

libidinöser Entwicklung, wie sie im Rahmen der analytischen Behandlung aufschien, Beweise dafür erbringen lassen.

Hier möchte ich nur allgemein psychologisch noch einiges zu Herberts sprachlicher Begabung bemerken. Diese fällt vielleicht wirklich ein wenig aus dem Rahmen der allgemeinen intellektuellen Frühreife heraus. Vor allem schon deshalb, weil Herbert eigentlich nie eine richtige Kindersprache hatte, sondern sofort ganz korrekt zu sprechen begann. Aber wenn wir uns seine sonstige intellektuelle Entwicklung ins Gedächtnis rufen, war es auch auf anderen Gebieten so; er konnte gehen, ohne vorher ein Kriechling gewesen zu sein, lesen, ohne daß man ihn es erlernen sah, schreiben, ohne es geübt zu haben, kurz, hier taucht ein neues Problem auf: Wie konnte sich Herbert alle diese rein intellektuellen Tätigkeiten so ohne weiteres aneignen, was ermöglichte es ihm? Vielleicht liegt das Ungewöhnliche seiner Begabung gerade darin, sich geistiges Wissen sozusagen ohne übende Denkarbeit zu erwerben, weil er dazu eine besondere, nicht weiter erklärbare Fähigkeit besitzt. Daneben erscheint mir aber doch noch eine überdurchschnittliche formale Begabung im Sprachlichen vorhanden zu sein. Denn alles, was Herbert sagt, ist in gewissem Sinne sprachlich vollendet. Dabei kann man die Form seiner Aussprüche keineswegs als angelesen bezeichnen, denn seine Lektüre, bestehend aus Lexika, Kalendern usw. hat sicher nicht in hohem Ausmaß sprachformbildend wirken können. In dieser seiner formalen Begabung ist er während der ganzen Zeit seiner Entwicklung allen Gleichaltrigen weit voraus. Allerdings war es mir schwer, z. B. Vergleichsmaterial von besonders sprachbegabten Kindern oder aus der Kindheit von Dichtern auf denselben Altersstufen aufzutreiben; es gibt fast kein solches Material und wenn man in einer Dichterbiographie Kindheitsaussprüche findet, ist nirgends gewährleistet, daß dieser Ausspruch auch formal richtig wiedergegeben ist.

Mir ist bei Herberts Spracheigentümlichkeiten noch eines aufgefallen, das ich hier nur schildern will, um seinen Ursachen in der analytischen Zusammenfassung nachzugehen. Wie schon erwähnt, gebrauchte Herbert, als man ihn zu mir brachte, Verba nur im Infinitiv, „ich“ und „du“ wurden vermieden. Nun berichteten z. B. C. und W. Stern in ihrem Buch „Die Kindersprache“, daß ihre kleine Tochter mit zwanzig Monaten nur Infinitive verwendete und der Gebrauch des „ich“ und „du“ sich erst mit fünfundzwanzig Monaten entwickelte. Man könnte die Vermutung wagen, daß Herbert, bei dessen außerordentlich frühzeitig beendeter Sprachentwicklung diese Abnormitäten besonders auffallen mußten, auf eine frühere Stufe der kindlichen Sprachentwicklung zurückgegriffen hat. Wenn wir dem Bericht der Eltern Glauben schenken dürfen, hatten sie eine solche Entwicklungsstufe nie beobachtet. Vielleicht war es hier aber so, daß die Zeit des normalen Spracherwerbs so schnell verlief, daß man keine derartigen Beobachtungen machen konnte. Im Gegensatz zu jeder kindlichen Sprachentwicklung, die mit Nachahmung der Laute der Umgebung beginnt, hatte Herbert immer

eine Abneigung gegen jede Lautmalerei. So wehrte er sich einmal, als er eine kleine Geschichte von der Feuerwehr abschreiben sollte, in der das Wort „trara“ vorkam, sehr energisch gegen dieses Wort. „Das kann ich nicht schreiben, das ist kindisch. Man kann doch nicht Laute nachmachen. Laute sind doch keine Worte<sup>1</sup>.“

Es finden sich aber noch andere Spracheigentümlichkeiten bei Herbert, die auch sonst in der Entwicklung der Kindersprache, nur zu einem anderen Zeitpunkt als bei ihm, beobachtet werden können. Seine merkwürdigen Zusammensetzungen, wie „das ist die Wassertür, weil man da zur Wasserleitung durchgeht“ oder „die Werkstätte (Handfertigungsunterricht) ist donnerstägig, weil sie am Donnerstag ist“, erinnern sehr an die von C. und W. Stern gesammelten Wortzusammensetzungen ihrer Kinder, die allerdings alle in die Zeit von zweieinhalb bis fünf Jahre fallen<sup>2</sup>. Nun ist in der Sprachentwicklung zwischen Herbert und diesen Kindern doch ein großer Unterschied. Diese Wortzusammensetzungen der anderen Kinder stammen alle aus einer Zeit, da die Sprachentwicklung noch nicht beendet war, sie sind also ein Bestandteil der Sprachentwicklung, während Herberts Sprache zu dem Zeitpunkt, als man diese Zusammensetzungen oft hören konnte, zweifelsohne als längst beendet zu bezeichnen ist. Wenn wir Herberts unverständliche Worte heranziehen, um sie auf „Originalbildungen“ zu untersuchen, werden wir auch finden, daß sich überall ein Zusammenhang mit den Worten der gewöhnlichen Umgangssprache feststellen läßt<sup>3</sup>. Man findet auch bei Herbert keine vollständigen Urschöpfungen; Stern und viele andere Forscher der Kindersprache haben nämlich nachgewiesen, daß man solche bei Kindern in der Entwicklungszeit der Sprache überhaupt nicht beobachten konnte. Die ersten unverständlichen Worte des kleinen Herbert: „lan, len, lin, lün, lein“, sind etymologisch nur als das bei Kindern so beliebte Aneinanderreihen von Silben mit verschiedenen Vokalen aufzufassen<sup>4</sup>. Bemerkenswert ist nur, daß diese Worte zu einem Zeitpunkt zur Bezeichnung von Dingen verwendet werden, in dem die Sprachentwicklung schon beendet war. Das Wort „Floda“ könnte wirklich von dem Ausruf ein „Floh“ ist „da“ seinen Ursprung genommen haben; „flau“ wäre in Analogie dazu entstanden, „flaudele“ ebenso. Die Etymologie von „Roche“, „Toche“, „Foche“ erscheint mir genügend belegt durch die Worte „Toches“ (jiddisch Gesäß) und durch das Wienerische „Fotz“ (weibliches Genitale). Alle anderen Worte haben etwas Gemeinsames, sie enthalten vorwiegend die Vokale u und i, die immer in derselben Reihen-

---

1) Er war eine Zeitlang nicht dazu zu bringen, gewisse Tiernamen, wie Löwe, Tiger, Hund zu lesen, „weil die Laute von sich geben, die keine Worte sind“.

2) C. und W. Stern: „Die Kindersprache“, Seite 347ff.

3) Als „Originalbildungen“ bezeichnen C. und W. Stern ohne Anlehnung an vorhandene Stämme gebildete Worte. Siehe „Die Kindersprache“, Kapitel XXI.

4) Warum er zu diesem Zeitpunkt unverständliche Worte zu verwenden begann, wird noch erläutert werden.

folge verwendet werden. Ich möchte also annehmen, daß sie analog den beiden Worten „Putju“ und „Bubilu“ gebildet sind. Warum gerade diese beiden Worte der Ausgangspunkt dieser zahlreichen Wortbildungen geworden sind, werde ich noch nachweisen. Zu „Putju“ analog gebildet könnte man „jejuju“ (Schlüsselloch), „futju“ (aufgeregtsein), „tuju“ (lieb), „schluju“ (Einlauf verabreichen), Kindju, Vatju, auffassen. Zu „Bubilu“ analog gebildet wäre „Klufterierpfuffi“ (Penis), „bluftili“, „wuftili“, „fudili“ (Brustwarzen), „wudi“ (Orangenkerne), „Pruicht“ (der Böse) und „Kruich“ (weibliches Genitale). Obwohl Herbert sonst jede Lautmalerei ablehnt, denn „Laute sind keine Worte“, wie er sagt, muß man bei einigen Worten doch Anklänge an Lautmalereien annehmen. Z. B. das „Klufterierpfuffi“ macht „pf, pf“, „Schluju“ (Einlauf). Sonst ist aber zwischen den erdachten Worten und dem, was sie bedeuten sollen, kein Zusammenhang zu ersehen. Sie erinnern zwar ganz allgemein im Klang an verschiedene polnische Worte, aber ihrer Zusammenhangslosigkeit nach mit dem Wort, das sie bedeuten, wäre man verleitet, sie fast als Originalschöpfungen zu bezeichnen. Nun scheint mir die Tatsache, daß also diese Worte aus einer bestimmten Ursache erfunden und in Analogie mit einem bestimmten Wort gebildet sind, dagegen zu sprechen<sup>1</sup>.

Noch eine sprachliche Eigentümlichkeit Herberts findet auch in der Entwicklung der Kindersprache eine Parallele. Wenn er die Beziehung zum Inhalt des Wortes verloren hat, sagt er z. B.: „Schlagobers kann ich nicht essen, denn dann trifft mich der Schlag.“ Stern beobachtete bei seiner Tochter Hilde ähnliche Eigentümlichkeiten; sie fragte z. B.: „Machen Nachtigallen Nacht?“ Allerdings war sie damals drei Jahre und neun Monate alt und verstand offenbar die Bedeutung des Wortes „Nachtigall“ noch nicht. Es ist also auch hier wieder ein großer Unterschied zwischen der noch in die Zeit der Sprachentwicklung fallenden falschen Etymologie des Kleinkindes und Herberts Spracheigentümlichkeit, die auf seinen Verlust der Beziehung zum Wortinhalt zurückzugehen scheint. Denn er kannte einmal die Bedeutung aller dieser Worte; er hat nur jetzt die Beziehung zu ihrem Inhalt aus einem bestimmten Grund aufgeben müssen.

Wenn man das Wesen der sprachlichen Eigentümlichkeiten des kleinen Herbert im Verhältnis zur Entwicklung der Kindersprache zusammenfaßt, so erscheint eine Tatsache besonders auffallend. Fast alle von Herberts Spracheigentümlichkeiten sind bei normalen Kindern während der Entwicklung ihrer Sprache beobachtet worden; bei Herbert finden wir sie alle aber erst zu einer Zeit, als seine Sprachentwicklung schon längst beendet war. Es ergeben sich hier allerdings noch einige bedeutsame Parallelen zur Sprachstörung der Schizophrenen, auf die in diesem Rahmen nicht eingegangen werden kann.

1) Es ist sehr bedauerlich, daß Stumpf, der über „Eigenartige sprachliche Entwicklung eines Kindes“ berichtet (Zeitschr. f. pädagog. Psychologie, Bd. II, 1900) keine Ursache fand, warum dieses Kind solange an dieser merkwürdigen Sprache festhielt.

Bevor ich nun auf das Wesentliche der Krankheit des kleinen Herbert und auf seine libidinöse Entwicklung eingehe, soweit sie sich aus dem analytischen Material herauschälen läßt, möchte ich noch die Veränderungen dieses Kindes innerhalb der Behandlung kurz zusammenfassen. Herbert wurde mit der Diagnose „infantile Psychose“, reif für eine Irrenanstalt, zu mir gebracht. Seiner abnormen intellektuellen Frühreife stand eine Unzahl von Symptomen gegenüber, Verbote, die man genau befolgen mußte, Abwehr jedes ärztlichen Eingriffs, unerträgliche Unruhe, größenwahngemäßes Verhalten, Mangel jeder Beziehung zur Umgebung und jedes Gefühles, und völlig unverständliche merkwürdige Spracheigentümlichkeiten, was alles ein Zusammenleben mit ihm zu diesem Zeitpunkt nahezu unmöglich machte.

Als Erfolg der ersten vorbereitenden Periode der Behandlung kann in erster Linie das Entstehen einer Beziehung zu mir gewertet werden. Daneben ist ein gewisses Interesse für seine Umgebung zu bemerken, man bekommt die ersten normalen Sätze von ihm zu hören, er gebraucht wieder „ich“ und „du“, ein Stückchen Angst vor Ärzten, vom Größenwahn wird abgebaut, er ist jetzt ein „großer Junge“, nicht mehr ein Erwachsener, der ständig einen Beruf ausüben muß, um existenzfähig zu sein. Im nächsten Behandlungsabschnitt verschwinden zwei besonders ausgebreitete Ängste, die vor dem Schlüsselloch und dem „spritzenden Gitter“. Es tritt zum ersten Mal die Art seiner Beziehung zu Mutter und Bruder deutlich hervor, er hat ein zunehmend gutes Verhältnis zu mir und der Kindergärtnerin, die sich in dieser Zeit mit ihm befaßt. Sein Größenwahn ermäßigt sich weiter, er gibt jetzt zu, das zu sein, was er wirklich ist, ein sechsjähriger Junge. Namen und Körperteile aber sagt er immer noch nicht.

In der letzten hier berichteten Behandlungsperiode wird vorwiegend um das „Liebhaben“, also das Behaltenwollen der Angst gekämpft. Aber am Schluß kommt es doch dazu, daß er sowohl alle Vor- und Zunamen, wie die Namen der Körperteile jederzeit leise und bisweilen sogar ganz laut sagt. Er hat sich im allgemeinen so günstig verändert, daß er eine Schule besuchen und Aufenthalt in einem Kinderheim nehmen kann. Auch körperlich ist er viel kräftiger und sein Aussehen ist bedeutend normaler geworden. Die Angst vor ärztlichen Eingriffen ist sehr weitgehend geschwunden, er durchlebt in dieser Zeit sogar eine Ohr- und eine Hals-, Nasenoperation ohne den geringsten Rückfall in das Anfangsstadium seiner Krankheit. Seine Beziehung zum häuslichen Milieu hat sich auch ein wenig gebessert; er hat sogar von sich aus sehr weitgehende Versuche gemacht, sie vollkommen zu ändern, erlebte dabei aber meist nur Enttäuschungen. An mir und den beiden Pädagoginnen hängt er natürlich deshalb umso mehr und die Beziehung, die er zu der Familie hat, die ihn einen Sommer lang beherbergte, ist als durchaus normal zu bezeichnen. Zu gleichaltrigen Kindern hat er jetzt auch schon Beziehungen, aber sie sind immer noch recht oberflächlich. Sein Schulerfolg ist trotz seiner Weigerung, sich dem gewöhn-

lichen Lernbetrieb einzufügen, ein guter, weil er den Stoff an und für sich beherrscht. Der Wissensdrang ist ganz unverändert geblieben: er macht sich nur nicht mehr so quälend und störend bemerkbar. Auch ist er in der Auswahl der Interessengebiete jetzt vernünftiger und normaler geworden. Seine körperliche Ungeschicklichkeit hat sich wesentlich gebessert, Handfertigkeiten und alles was damit zusammenhängt, lehnt er aber noch immer als „langweiliges Nachmachen“ ab. Die unverständlichen Worte hat er alle aufgegeben, seine sprachliche und rechnerische Begabung halten an, wenn sie auch nicht mehr so auffallend und abnorm wirken wie früher<sup>1</sup>. Trotz dieser großen Fortschritte ist Herbert natürlich noch keineswegs als normales Kind zu bezeichnen. Der Hang zur Introversion macht sich zeitweilig immer noch störend bemerkbar. Wenn er sich mit einem Buch beschäftigt, in Gedanken verloren ist oder etwas sieht, was ihn momentan ganz erfüllt, können außenstehende Personen nicht immer sofort Kontakt mit ihm bekommen. Das wechselt allerdings auch stark, manchmal ist er wieder ganz der Realität und der Außenwelt zugewandt, interessiert sich für alles, lacht und spielt wie ein gewöhnliches Kind, oder aber er ist ironisch und witzig wie ein Erwachsener. Diese Fähigkeit hat sich erst in der letzten Behandlungsperiode zu entwickeln begonnen und ist in ständiger Zunahme begriffen. So sagte er einmal, als ich ihm wegen seines langsamen Ankleidens Vorwürfe machte und ihm vorhielt: „Für jeden Schneeschuh brauchst du fünf Minuten“, lachend und höhnisch: „Was sind schon fünf Minuten gegen die Ewigkeit!“ Er kann jetzt zwar alles allein machen, sich anziehen, waschen usw. wie ein normales Kind, aber sein Hang zur Introversion hindert ihn bisweilen daran. Ebenso macht er zeitweilig keine Schwierigkeiten mit dem Essen, verweigert dann aber doch wieder gewisse Speisen. Allerdings hat er noch nie so rasch wie ein normales Kind gegessen, es dauert bei ihm immer länger, weil er schlechte Zähne hat und gerade beim Essen sehr zerstreut ist. Zusammenfassend kann man sagen, daß er auf alle Ängste, Vorschriften und Gebote verzichten kann, wenn er sie nicht zur Erreichung von etwas anderem ausnützt.

Wenn ich nun auf den Verlauf der analytischen Behandlung und auf die libidinöse Entwicklung Herberts eingehe, scheint mir schon in der Vorgeschichte ein Faktor von gewaltiger Bedeutung. Die Tatsache nämlich, von der die Eltern berichten, daß man den Kleinen nur mit so großen, kaum zu überwindenden Schwierigkeiten habe e n t w ö h n e n können. Die

1) Er spielte einmal als knapp Siebenjähriger mit älteren Kindern das Städtespiel, das darin besteht, daß man zu einem gegebenen Buchstaben möglichst viele Städtenamen in einer bestimmten Zeit finden soll. Zum Buchstaben L fand er z. B. von allen Kindern die größte Anzahl in der kürzesten Zeit, er schrieb: Langenfeld, Langenersdorf, Laxenburg, Leningrad, London, Lobau, Lunz, Linz, Lundenburg, Lindau, Lissabon, Lausanne, Lemberg, Lyon, Leipzig, Luzern, Lugano, Locarno, Lido, Langenlebar. Wenn man ihn z. B. fragte, wieviel ist  $4 \times 9$ , antwortete er:  $3 \times 4$  ist 12,  $3 \times 12$  ist 36; er erschwert sich also selbst die Aufgabe, weil  $4 \times 9$  auszurechnen, ihm zu leicht wäre.

Heftigkeit, mit der Herbert damals jede andere Nahrung ablehnte, die man ihm vorsetzte, läßt schon auf eine besonders starke orale Konstitution schließen<sup>1</sup>. Wenn wir uns die maßlose Verwöhnung des kleinen David durch die Mutter vor Augen halten, werden wir mit Recht annehmen dürfen, daß die Mutter auch beim kleinen Herbert während seiner Säuglingsperiode alles getan habe, um ihn oral zu verwöhnen. Aus allem was wir über Herberts Entwicklung nach der Entwöhnung wissen, können wir entnehmen, daß er auf seiner oralen Lust beharren will. Er setzt sofort mit Eßschwierigkeiten ein, die sich dann später immer mehr verstärken. Außerdem finden wir schon im zartesten Alter alle Merkmale des oralen Charakters bei ihm<sup>2</sup>. Er beginnt außerordentlich früh zu sprechen, seine Sprachentwicklung ist in kürzester Zeit beendet. Er zeigt einen abnormen Wissensdrang, möchte am liebsten alles, was ihm Wissen verschafft, mit unglaublicher Ungeduld verschlingen, alles Wissen seiner Umgebung einsaugen, ist in seinen Forderungen auf diesem Gebiet maßlos und kennt keine Einschränkung dieses seines Verlangens. Andererseits sieht es so aus, wie wenn die Rastlosigkeit, mit der Herbert seine geistigen Interessen verfolgt, ein Beweis dafür wäre, daß seine abnorme intellektuelle Entwicklung alle verfügbaren Energien an sich gerissen habe, so daß für eine normale Schaffung von Objektbeziehungen in dieser Zeit nichts übrig geblieben ist. Denn wir erfahren, daß Herbert in diesem Alter seiner Umgebung ganz beziehungslos gegenüberstand, keine Gefühle zeigte und auch niemals nach Zärtlichkeit verlangte. Wir können bei ihm zu diesem Zeitpunkt auch eine starke Fixierung an die Stufe des Autoerotismus feststellen<sup>3</sup>. Der starke Autoerotismus andererseits mag die Versagung durch die verspätete Entwöhnung in ihrer Wirkung sehr verstärkt haben, und so die Anknüpfung von Objektbeziehungen hintangehalten haben.

Wir können aber auch feststellen, daß Herbert besondere Fixierungen an die zweite Stufe der oralen Erotik, an die der Beißlust aufweist. Ich erinnere hier nur an das Interesse und die Bedeutung der Brustwarzen, an die Angst vor dem Gebissenwerden von den „Wudis“ (den Orangenkernen=Brustwarzen), deshalb kann er die Orangen nur „auslutschen“ (saugen); von dieser Angst wissen wir, daß sie eine Abwehr der Beißlust ist. Auch tritt sein oraler Sadismus gleich in seinen ersten Worten in der Behandlung deutlich hervor: „Alle sind erwürgt“<sup>4</sup>. Ebenso wird sein oraler Neid auf den Bruder deutlich, den er ebenso wie meine Kinder „umbringen“ will, wie er sagt. Der Bruder hat immer mehr als er, auch

---

1) Ich habe keine Handhaben für eine Aussage über die Vererbung dieser Anlage.

2) S. Abraham „Beiträge der Oralerotik zur Charakterbildung“. Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung. Int. Psychoanalytischer Verlag 1925.

3) Ich erinnere nur daran, daß er sich selbst küßte und streichelte.

4) R. Sterba in „Spinne, Erhängen und Oralsadismus.“ Psa. Bewegung Band IV. 3. weist Zusammenhänge zwischen Erhängen, (Erwürgen) und Gebissenwerden nach.



wenn dieses Mehr eine Krankheit, ein Ausschlag ist. Und er kann es der Mutter nicht verzeihen, daß sie sich dem Jüngeren zugewendet hat, obwohl er sich anscheinend später nie um sie gekümmert hat. Denn solange er allein war, wurde er offenbar so verwöhnt, daß er sich um eine Beziehung zur Mutter gar nicht zu bemühen brauchte, was seinem Autoerotismus und Narzißmus sehr entgegen kam.

Nun erlebt der kleine Herbert gerade in dem Zeitpunkt, in dem er normale Beziehungen anknüpfen sollte, drei ganz schwere Traumen: er bekommt ein Brüderchen, muß sich einer schweren, monatelangen Ohrenbehandlung unterziehen und ein Dienstmädchen versucht, ihn zu verführen. Ich glaube, daß die Bedeutung dieser drei Traumen aus der Krankengeschichte so deutlich wurde, daß es für ihre Wirkung keines Beweises mehr bedarf. Die Beobachtung der Eltern, daß Herberts Krankheit von dieser Zeit an immer mehr zunahm, ist sicher ganz richtig. Hier möchte ich nur die Zusammenhänge zwischen diesen traumatischen Ereignissen und dem Wesen der Krankheit des kleinen Herbert aufzeigen. Alle Symptome Herberts, seine unverständlichen Worte, seine Gebote, sein Größenwahn, die Ablehnung jedes ärztlichen Eingriffs, die Weigerung, Namen und Körperteile zu bezeichnen, die Angst vor „Schnapperl“ und „spritzendem Gitter“ dienen dem Zweck, ihn vor der Wiederholung dieser drei schrecklichen Ereignisse zu bewahren. Wenn Herbert immer ein Erwachsener mit Beruf sein muß, wenn er überall das Wort Kind ablehnt, so tut er es, um den Gefahren, die ihm als Kind drohten, nicht mehr ausgesetzt zu sein, wenn Herbert alle Ärzte ablehnt, so geschieht es, damit sie ihm nicht mehr so weh tun können wie bei der Ohrenbehandlung<sup>1</sup>. Wenn er tausend Gebote hat, um jede Körperpflege unmöglich zu machen, so ist es wieder zur Vermeidung einer Beschädigung an einem Körperteil. Wenn er nicht essen will, so wiederholt er damit seine Reaktion auf das Trauma der Entwöhnung; wenn er nichts Neues verwenden will, so heißt das, nur bei dem bleiben, was man als sicher und bekannt erprobt hat. Wenn er immer alles wissen und verstehen will, so steckt neben der oralen Begierde auch noch die Befürchtung dahinter, Unbekanntes könnte Bedrohendes enthalten.

Auch alle seine sprachlichen Sonderbarkeiten sind zur Abwehr der Angst vor seinen traumatischen Erlebnissen und als Schutz gegen ihre Wiederholung entstanden. Wenn er die Lederschlingen in der Straßenbahn nicht mit richtigem Namen bezeichnen will, geschieht dies darum, weil er nicht zugeben kann, daß er ein Kind ist, das sich wegen seiner Kleinheit nicht an ihnen festhalten kann. Wenn er eine Reihe von unverständlichen Worten bildet, die alle Verpönte und Verbotene vertreten, so sehen wir, daß der Großteil dieser Worte in Analogie zu zwei Kosenamen der Mutter

---

1) Er soll sich zwar schon früher vor Ärzten gefürchtet haben. Vielleicht hängt dies mit seiner Abwehr jeder menschlichen Annäherung, aber auch mit seiner großen Selbstliebe zusammen.

„Putju“ und „Bubilu“ entstanden ist, die sie ihm gab, als er noch der Einzige war und kein Brüderchen existierte. Es läßt sich hier also nachweisen, daß er mit seinen unverständlichen Worten auf die Zeit vor den schrecklichen Traum zurückgeht, daß er also die Worte, die man ohne Gefahr aussprechen darf, aus der Zeit bezieht, in der ihm noch nichts zugestoßen war. Ebenso bin ich der Ansicht, daß manche seiner eigentümlichen Sprachbildungen, wie der Infinitivgebrauch bei Verben, das Vermeiden von „ich“ und „du“, sonderbare Zusammensetzungen, die man bei ihm im Gegensatz zu anderen Kindern erst nach beendeter Sprachentwicklung vorfindet, als eine Rückkehr in die glückliche Zeit anzusehen hat, in der er ein von der Mutter geliebter und verwöhnter Säugling war (er begann ja mit neun Monaten zu sprechen, mit vierzehn Monaten ist seine Sprachentwicklung als beendet anzusehen und mit elf Monaten wurde er abgestillt). Herbert, der besonders stark oral fixiert ist, erlebt also sozusagen in der Wiederholung gewisser Eigentümlichkeiten der Sprachentwicklung die Lust der Zeit wieder, in der diese Sonderbarkeiten erstmalig vorkamen. Daß man diese Eigenheiten bei ihm während seiner Sprachentwicklung nicht beobachtete, hängt wohl damit zusammen, daß seine Sprachentwicklung so rasch vor sich ging, daß diese zur normalen kindlichen Sprachentwicklung gehörigen Merkwürdigkeiten für einen ungeschulten Beobachter überhaupt unbemerkt geblieben sind.

Noch etwas muß uns aber an Herberts Spracheigentümlichkeiten auffallen. Wenn Herbert sagt: „Ich bin der Trafikant“, dann ist er es wirklich; wenn er Körperteile aussprache, würde all das, was er befürchtet, diesen Körperteilen wirklich zustoßen, wenn er Namen sagte, würde er wirklich in den, dessen Namen er ausspricht, verwandelt werden. Wenn er „Mädchen“ sagte, bekäme er wirklich ein weibliches Genitale. Kurz wir sehen, alles was er ausspricht, ist oder wird für ihn Wirklichkeit. Er hat die feste Überzeugung, daß seinem Aussprechen von Worten eine magische, wirklichkeitsverändernde Kraft innewohne. Darum muß er auch Ersatzworte, z. B. für Körperteile, für Verbotenes und Verpöntes, gebrauchen, wenn er die Gefahren, die das Aussprechen gewisser Worte nach sich zieht, vermeiden will. Ebenso behauptet er ja auch, daß er am Parfümeriegeschäft nicht vorbeigehen könne, weil es wirklich auf ihn gespritzt habe und wir haben keinen Grund, diese seine Einstellung als Phantasie aufzufassen; er zeigt uns ja immer wieder, daß es für ihn wirklich so ist und zwingt seine Umgebung sich nach dieser seiner Realität zu richten. Auch hier wieder sehen wir aber, daß der Hauptanteil dieses magischen Wunderglaubens Herberts auf sprachlichem Gebiet liegt; eine weitere Bestätigung für seine starke Oralität.

Nun wissen wir, daß es bei den Primitiven ungezählte Verbote gibt, die nicht gestatten einen bestimmten Namen zu nennen, weil dann ein unerwünschtes, gefahrbringendes Ereignis eintreten könnte. Auch bei dem Kinde gibt es eine Zeit, in der es von der Allmacht seiner Wünsche, Ge-

bärden und Worte überzeugt ist: Nach der Geburt bemüht sich die Umgebung des Kindes die Bedürfnislosigkeit des Zustandes vor der Geburt dem Kinde wiederzugeben, indem sie alle seine Bedürfnisse fast augenblicklich befriedigt. Jede Äußerung seines Bedürfnisses ist von einer Erfüllung desselben gefolgt. Das Kind erkennt bald diese Folge und hält seine Wunschäußerung für mächtig genug, die Befriedigung herbeizuführen. Es lebt also im Gefühle der Allmacht seiner eigenen Person. Wenn es sich dann die Sprache angeeignet hat und auch seine in Worten ausgedrückten Wünsche Erfüllung finden, überträgt sich das Allmachtsgefühl von den bisherigen Bedürfnisäußerungen auf die Worte. Man bezeichnet diese Periode nach Ferenczi als die der „magischen Allmacht der Worte“<sup>1</sup>.

Wir werden natürlich den Beginn der Periode der „magischen Allmacht der Worte“ beim kleinen Herbert in die Zeit seiner Sprachentwicklung ansetzen. Nur wird man annehmen dürfen, daß Herbert besonderen Grund hatte, zu dieser Zeit von der Allmacht seiner Worte überzeugt zu sein, denn es gelang ihm durch Worte den Fortbestand der nahezu wunschlosen Säuglingssituation zu erreichen: er begann mit neun Monaten zu sprechen und wurde auch auf seine sprachlichen Forderungen hin bis elf Monate gestillt. Man kann also aus diesem Grund eine besondere Fixierung an die Periode der Allmacht seiner Worte annehmen, die natürlich durch seine orale Fixierung noch verstärkt wurde<sup>2</sup>. Wenn man sich ferner vor Augen führt, wie schwach Herberts Beziehungen zur Wirklichkeit seit jeher gewesen sind, wieviel mehr Anteile seiner Libido seinem eigenen Ich zugewendet geblieben sind, wird man annehmen können, daß vielleicht in Herberts Ichentwicklung eine Spaltung in ganz früher Zeit stattgefunden hat. Man kann sich vorstellen, daß all die schweren Traumata, die er erlebt hat, die Entwöhnung, die Geburt des Brüderchens, die Ohrenbehandlung, die alle durch den Aufenthalt auf der Kinderklinik zur psychiatrischen Untersuchung gleichsam erneuert wurden, seine im Entstehen begriffenen Objektbeziehungen unterdrückt und die Entwicklung seines Realitätssinnes, die Anerkennung der für ihn besonders unlustvollen Wirklichkeit, für lange hinaus verzögert haben. Ebenso blieb der Hauptanteil seiner verfügbaren libidinösen Energien an die Stufe des Autoerotismus und der magischen Allmacht der Worte gebunden.

Auch die Form von Herberts Aggression zeigt seine Bindung an die Stufe der magischen Allmacht der Worte: er hat nie versucht, dem Bruder nur einen Bruchteil dessen, was er ihm durch seine Worte antun wollte, wirklich zuzufügen, denn er meinte, wenn er dem Bruder z. B. mit „Roche abhauen“ oder „Zigeuner, Rauchfangkehrer“ usw. drohte, das werde David wirklich geschehen. Auch seine von stärkstem Affekt

1) Ferenczi: „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes“, Bausteine, Band I, Seite 76.

2) Zur Bedeutung der Entwöhnung für die Ausbildung des Realitätssinnes, vgl. auch Bernfeld: „Psychologie des Säuglings“, S. 257 ff.

erfüllten Aggressionen bestanden im Ausrufen von Schimpfworten; wenn er unzählige Male „Tetschen, Fotzen, Watschen“ rief, glaubte er daß die Jungen wirklich das alles durch sein bloßes Ausrufen zugefügt bekommen würden. Sehr deutlich wird seine Aggression gegen die Umgebung in folgenden Worten: „Mein Vati ist der Schlag, der David ein Teufel, die Mutti eine Dreckin. Das passiert ihnen dann alles.“ D. h. den Vater wird der Schlag treffen, dem David werden „die Ärzte die Federn ausreißen“, die Mutti wird ein Dreck, gerade das, was sie ihm zu sagen verboten hatte. Die Mutter hatte ihm ja mit der Verwandlung in einen Kanalräumer gedroht, wenn er diesen Ausdruck verwende. Gegen seine Umgebung, die Mutter und Kindergärtnerinnen wurde er nie so tötlich, wie man es nach seinen unzähligen Drohungen hätte erwarten können; er blieb immer bei den Worten, von deren magischer Gewalt er überzeugt war. Das sieht man besonders deutlich daran, daß er z. B. wenn er nur von mir gesagt hatte, ich sei böse, das nachher unbedingt korrigieren wollte: „Machen Sie mir die Freude und glauben Sie, daß der Zauberer sehr lieb ist, denn ich habe einmal gesagt, daß er böse ist.“

Das größtenwahnsinnige Verhalten Herberts zur Zeit, als er nur Trafikant, Fabrikant usw. ist, hängt auch mit der Zauberwirkung des Aussprechens zusammen. Wenn er nämlich sagt, „ich bin der Trafikant“, so gibt es für ihn von diesem Augenblick an nur mehr seine Wirklichkeit, in der er der Trafikant ist. Es besteht natürlich kein Zweifel darüber, daß Herberts ständiges Bemühen, groß, erwachsen zu sein, einen Beruf zu haben, sein Ablehnen alles Kindlichen und die Verleugnung der Tatsache, daß er ein Kind ist, daß er überall das Wort Kind bekämpft, auch mit den schweren Enttäuschungen zusammenhängt, die er eben als Kind erlitten hat. In dem Sinne: „Solche Sachen können nur einem hilflosen Kind passieren, ein Erwachsener ist davor geschützt, darum muß ich ein Erwachsener sein, um leben zu können“. Er identifiziert sich also ständig mit den Erwachsenen um vor der Gefahr der Wiederholung der schrecklichen Erlebnisse geschützt zu sein. Aber in der Art dieser Identifizierung sehen wir wieder, wie locker und oberflächlich seine Beziehungen zum wirklichen Leben sind, wie schlecht sein Wahrnehmungsorgan für die Wirklichkeit ausgebildet ist, denn er glaubt jederzeit, das, was er von sich aussagt, wirklich zu werden. Seine Versuche, die Erwachsenen als Kinder zu behandeln, sollen sein Erwachsensein verstärken, wobei er auch hier ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit vorgeht<sup>1</sup>. Ich erinnere nur daran, daß er den Parkwächter holt, weil die Kindergärtnerin wirklich den Rasen betreten hätte, wie er behauptet.

Ein weiterer Beweis für seine Beziehung zur Außenwelt, zu den Dingen selbst, ist die Beziehungslosigkeit zum Inhalt der Worte, die bei Herbert besonders dann auftritt, wenn er Grund zu haben glaubt, seinen Kontakt mit der Außen-

1) Auch in dem Betreuen von kleinen Kindern ist Herbert bestrebt, sein Erwachsensein zu beweisen.

welt einstellen zu sollen<sup>1</sup>. So entstammen die meisten Aussprüche, die ich als Beispiele seiner mangelnden Beziehung zum Ding, das das Wort bezeichnet, gebracht habe, solchen Situationen, in denen er sich gefährdet fühlte oder denen ein gefahrdrohendes Ereignis vorausgegangen war. Ebenso erscheint mir das bei ihm vorhandene Überwuchern der Symbolbedeutung der Worte ein weiterer Beweis für den Mangel an Sachbeziehung. Wenn er der Frau etwas reicht und sie dabei in empfangender, passiver Stellung ist, bedeutet das für ihn schon den Geschlechtsverkehr (die Materialübung des Ab tastens in der Montessorischule), wenn er auf den Boden (die Erde) stampft, so bedeutet das Kinderzeugen, der Fuß ist der Penis, mit dem man ein „Loch“ in die Erde stampft, aus dem man die Kinder herauszieht (sein Auf-den-Boden-stampfen während der Krankheit seiner kleinen Freundin). Seine Selbstüberschätzung ist auch ein weiterer Beweis für sein Haften an der Zeit, in der das Kind nur sich allein liebt. Und die übermäßige Bedeutung, die er allem, was ihn selbst betrifft, besonders den ihm drohenden Gefahren beilegt, zeigt, wie wenig er von dem weiß, was es wirklich gibt und was im Rahmen der Möglichkeit liegt.

Ich glaube, daß aus dem Vorhergehenden ein wesentlicher Unterschied zwischen der Krankheit des kleinen Herbert und einer Kinderneurose hervorgeht. Da ich hier aber nur einen Bericht der Krankheitsgeschichte geben wollte, da die theoretischen Folgerungen aus der Analyse dieses Falles einer Sonderuntersuchung vorbehalten bleiben sollen, will ich diesen Unterschied nur kurz aufzeigen. Herbert leidet an einer Erkrankung, die darin besteht, daß er trotz ungewöhnlicher geistiger Frühreife in seiner Beziehung zur Wirklichkeit auf einer ganz frühen Stufe der Ichentwicklung stehen geblieben ist; natürlich haben gewisse Anteile seines Ichs doch eine Wirklichkeitsbeziehung entwickelt, aber sie sind in der Minderzahl und die Hauptanteile seiner Persönlichkeit sind infolge der schweren Traumata, aber auch im Zusammenhang mit seiner krankhaften Selbstliebe und seiner starken Fixierung an das Orale, zurückgeblieben. Wegen dieser mangelnden Wirklichkeitsbeziehung, seiner Überzeugung, daß real sei, was er ausspricht und annimmt, halte ich mich auch für berechtigt, dieses Kind im Gegensatz zum neurotisch kranken als psychotisch krank zu bezeichnen; dieser Unterschied scheint mir dadurch gegeben, daß sich beim neurotisch kranken Kind, das sich z. B. vor Hunden fürchtet, die Symptome so äußern, daß es aus seinen inneren Konflikten Angst vor Hunden entwickelt, während Herbert infolge der erlittenen Versagungen und Beschädigungen sein Wirklichkeitsbild so verändert, daß er gegen alle Gefahren geschützt ist.

Der Unterschied der Erkrankung des kleinen Herbert zur Psychose der Erwachsenen scheint mir folgendermaßen formulierbar. Das Wesentliche an der Psychose des Erwachsenen ist der Verlust der Beziehung zur Realität, beim kleinen Herbert hingegen hatten wir es mit einem mangelnden Gewinn einer solchen Beziehung zur Realität zu tun. Es ist

1) Der Name, ein bloßes Wort, genügt nicht, man muß etwas sein, einen Beruf haben, um wirklich zu existieren.

also vor allem das Moment der Regression, durch das sich Herberts Erkrankung von der Psychose des Erwachsenen unterscheidet.

Ohne in diesem Rahmen auf die weiteren Unterschiede zwischen Herberts Krankheit, der kindlichen Neurose einerseits und der Psychose der Erwachsenen andererseits einzugehen, möchte ich nur kurz einem Einwand begegnen, der sich dem Leser der Krankengeschichte aufdrängen könnte. Man könnte die scheinbar zwanghaft auftretenden Schutzmaßnahmen des kleinen Herbert als Symptome einer zwangsneurotischen Erkrankung ansehen. Umso mehr als wir auch Anzeichen einer sadistisch-analen Betätigung sehen; er will dem Bruder den Finger in den Anus stecken, will ihm Einläufe verabreichen und fürchtet sich dann selbst vor Einläufen wegen dieser seiner libidinösen Wünsche. Aber ich glaube, daß abgesehen von der Lockerheit der Objektbeziehungen Herberts überhaupt und der Tatsache, daß die meisten sadistischen Aggressionen im Oralen, im Aussprechen, zu finden sind, noch ein wesentlicher Unterschied gegenüber der Zwangsneurose besteht. Und das ist die Tatsache, daß Herbert ganz bewußt alle diese Schutzmaßnahmen aufrichtet, Ersatzworte verwendet, um den Gefahren, die das Aussprechen nach sich ziehen könnte, zu entgehen, andere Worte nicht ausspricht usw., weil er die dann drohenden Gefahren genau kennt und von ihrem Eintreten fest überzeugt ist, so fest, daß er die Außenwelt für sich verändert, um der Wiederholung dieser Gefahren zu entgehen. Dem Zwangsneurotiker ist aber diese Ursache, um derentwillen er die Zwangshandlung begehen muß, nicht bewußt; er glaubt zwar, daß etwas geschehen könnte, aber er kennt nicht alle psychischen Vorgänge, die diesen Zwang haben resultieren lassen, es muß ihm das alles in der Analyse erst bewußt gemacht und in den gehörigen Zusammenhang gebracht werden.

Ein weiterer Beweis für Herberts Fixierung an die Stufe des Autoerotismus und der Oralität scheint mir auch dadurch gegeben, daß in allen seinen Befürchtungen die Angst vor einer Gesamtbeschädigung viel größer ist als die vor der Beschädigung seines Genitales. Zuerst empfindet er die Entwöhnung als schwere Ichbeschädigung, man will ihn verhungern lassen, man „gibt ihm Hartes zu essen, damit er Löcher im Mund bekomme“. Danach werden von den schmerzhaften Vorgängen bei der langwierigen Ohrenbehandlung Gefahren für Beschädigung des ganzen Körpers abgeleitet, die alle mit dem zusammenhängen, was man ihm an den Ohren zugefügt hat, also, stechen mit Nadeln, spritzen mit Wasser, brennen, ein Loch bohren usw. Wenn sich auch innerhalb der Behandlung gezeigt hat, daß er Angst hatte, sein „Klufferierpuffi“ (sein Glied) zu verlieren, ein Mädchen zu werden, wenn er also das zeigte, was man als Kastrationsangst bezeichnet, möchte ich doch dieser Angst eine sekundäre Bedeutung beimessen. Denn die Angst vor der Gesamtbeschädigung stand immer im Vordergrund, zur Zeit, als er z. B. im Kinderheim ganz ohne Scheu onanierte, wehrte er sich noch immer gegen jeden ärztlichen Eingriff; ebenso verschwand die Angst vor dem „spritzenden Gitter“ erst dann vollkommen,

als ich sie mit den Ereignissen auf der Kinderklinik, mit dem gewaltsamen Abduschen (das an die Ohrenbehandlung erinnerte) und dem Gitterbett in den gehörigen Zusammenhang gebracht hatte. Auch hatten die Drohungen der Mutter für ihn anfangs in seiner Beziehungslosigkeit zur Umgebung keine besondere Bedeutung: sie wurden wohl erst richtig verstanden und nachgeföhlt, als er bessere Objektbeziehungen hatte und der Realität näher kam<sup>1</sup>. Man konnte nämlich immer bemerken, daß ihm die Drohungen der Mutter nicht viel bedeuteten, auch wenn die Mutter sagte, „man wird ein Kanalräumer, wenn man oft Dreck sagt“, reagierte er einfach so darauf, daß er die Beziehung zum Inhalt dieses Wortes zurückzog und unablässig zu fragen begann: „Was heißt Dreck?“

Ich möchte hier nur darauf hinweisen, wie grob, eindeutig und schamlos eigentlich die Sexualäußerungen des kleinen Herbert sind, was auch gegen eine besonders starke Angst vor Strafen wegen dieser Betätigungen spricht<sup>2</sup>. Das scheint mir auch in das Gebiet seiner besonderen Frühreife und seines Alleswissenwollens zu gehören; er weiß alles, fordert die junge Lehrerin zu einem richtigen Koitus auf, weiß wie ein Penis aussieht und funktioniert, läßt aber im nächsten Moment schon wieder völlig von diesen Dingen, wenn er ein neues Buch sieht. Denn auch zu diesem Wissen im Sexuellen hat er nicht mehr affektive Beziehung als zu einem anderen. Auch bei seiner Onanie und beim „futju“ sein, war er nie so aufgeregt, wie wenn er sich neues Wissen erwerben konnte.

Entsprechend dem Unterschiede der Art der Erkrankung des kleinen Herbert zu einer gewöhnlichen Kinderneurose mußte auch die Art der Behandlung eine verschiedene sein. Es handelte sich bei dieser Behandlung nicht um die Aufdeckung, Bewußt- und Verständlichmachung unbekannter, unbewußter Zusammenhänge, sondern darum, Herbert die mangelnde Beziehung zur Realität nachholen zu lassen, ihn gewissermaßen zu einer normalen Wirklichkeitsbeziehung zu erziehen. Zu allererst versuchte ich zu dem ganz beziehungs- und affektlosen Kinde, das von mir nichts wissen wollte und keinen Grund haben konnte, zu mir kommen zu wollen, eine Beziehung herzustellen, indem ich seine Wahnideen sorgfältig beobachtete und bemüht war, sie zu verstehen, bis es mir dann gelang, in seinen der Wirklichkeit nicht entsprechenden Vorstellungen, in seiner magischen Allmachtswelt eine seinen Forderungen entsprechende Position eines mit magischen Kräften ausgerüsteten „Zauberers“ einzunehmen. Von dieser magischen Allmachtssellung aus, die für ihn die wichtigste Beziehung zu einem Objekt der Außenwelt bedeutete, fing ich dann an, ihn immer wieder mit der Realität zu konfrontieren, ihm immer wieder, unterstützt durch meine Zauberei, die Unwirklichkeit seiner Behauptungen zu zeigen und zu beweisen. Es ist unnötig hervorzuheben, daß ein solches

---

1) Die Mutter berichtete mir einmal voll Stolz, als er zwei Jahre in Behandlung war. „jetzt fürchtet er sich, wenn ich ihm etwas androhe, früher hat er es überhaupt nicht gehört und es war ihm ganz gleichgültig.“

2) Raffiniert zärtlich war er nur in seiner sprachlichen Ausdrucksform.

Vorgehen nur auf Grund des erlangten Verständnisses der Schutzfunktion seiner Wahnideen möglich war und daß es der sorgfältigsten Dosierung bedurfte, damit diese Beziehung zu mir trotz meiner Eingriffe erhalten blieb. So brachte ich ihn dazu, die „Doktoren zum Teufel zu schicken“, Körperteile und Namen zu buchstabieren und dann auch auszusprechen, „Schnapperl“ und „Gitter“ ohne Angst anzusehen usw., indem ich ihm immer an Hand der Wirklichkeit den Beweis lieferte, daß bei alledem nichts passieren konnte. Dabei gab ich ihm soviel als möglich die Gelegenheit, passiv Erlittenes aktiv zu erledigen (indem ich zeichnete, wie der Teufel die Ärzte holt usw.). Man kann auch die Erklärungen, die ich ihm gab, nicht als Deutungen in strengem Sinne bezeichnen; denn Herbert bedurfte, wie aus meinem Bericht hervorgeht, meist nur einer Andeutung meinerseits, die er sofort zu einer so tiefgehenden und erschöpfenden Erklärung der betreffenden psychischen Situation verarbeitete, so daß es gar nicht nötig war, etwas zu deuten oder bewußt zu machen, denn es lag in ihm alles an der Oberfläche bereit, so daß es nur des Antriebes von meiner Seite bedurfte, damit er es äußerte.

Ich glaube daher, daß die in dieser Behandlung erzielten Veränderungen und die sie verursachenden Kräfteverschiebungen vor allem durch den nachträglichen Erwerb des mangelnden Realitätsgewinns und die Erweiterung und Vertiefung seiner Beziehungen zur Außenwelt, zu den Menschen, zustande kamen. Diese normalere Beziehung zur Wirklichkeit gab ihm dann auch die Möglichkeit, unterstützt durch den Glauben an meine Zauberkraft und auf Grund der Identifizierung mit mir, sich von der relativen Harmlosigkeit großer Anteile der Außenwelt zu überzeugen. Die Beziehung zu mir aber war im Beginne wegen der Stellung, die ich von Anfang an in seinen der Wirklichkeit widersprechenden Vorstellungen eingenommen hatte, noch nicht als ganz normal zu bezeichnen, erst im letzten hier berichteten Abschnitt der Behandlung finden wir richtige objekt-libidinöse Züge: er interessiert sich für mein Privatleben, ist eifersüchtig auf mich usw. Wesentlich unterstützt wurde auch die Ausbildung seiner natürlichen menschlichen Beziehungen durch das Verhalten zu den beiden jungen Pädagoginnen, die er sehr lieb gewinnen konnte und die von ihm auf Grund seiner Beziehung zu ihnen erzieherisch alles zu erreichen imstande waren. Auch die Beziehungen, die er zu jener Familie anknüpfte, die ihn für einen ganzen Sommer beherbergte, sind ganz normal. Daß er gerade zu Hause zu derselben Zeit nicht auch zu dieser Einstellung gelangen konnte, hängt mit äußeren Schwierigkeiten zusammen, die zu erörtern nicht in den Rahmen dieses Berichtes fällt.

Natürlich hat auch seine libidinöse Entwicklung mit der Zunahme der Objektbeziehungen eine Veränderung erfahren. Ein Teil seiner oralen Beziehungen ist, wie aus meinem Bericht hervorgeht, zweifelsohne gelöst. Aber wir sehen aus seinem Verhalten, aus seinem Wissens- und Rededrang, aus der Überbetonung alles Sprachlichen, aus den Eßschwierigkeiten, die noch nicht ganz verschwunden sind, daß das Orale immer noch im Vordergrund steht. Wie weit er diese letzten Haftungen noch zu überwinden imstande sein wird, wird die Zukunft lehren.



# Herbert in der Schule

Von Emma Plank-Spira, Wien

Ich berichte hier einige Beobachtungen, die ich durch einundeinhalb Jahre an Herbert in der Montessori-Volksschule machen konnte. Ich beschränke mich darauf, das Verhalten Herberts und die Fragen, die daraus für die Schule entstanden, zu schildern.

Als er in die Schule eintrat, besuchten 17 Kinder seine Klasse, davon waren 14 im ersten, 3 im zweiten Schuljahr. Da es an unserer Schule keinen Kollektivunterricht und keinen Stundenplan gibt, sondern jedes Kind für sich arbeitet und nach eigenem Ermessen Art und Dauer der Arbeit bestimmt, konnten wir versuchen, den Jungen, der in seinem Äußeren, seinem Benehmen und seinen Kenntnissen durchaus aus den Rahmen eines Schulanfängers fiel, in einer Klasse gesunder Kinder zu führen.

Einige pädagogische Fragen ergaben sich gleich nach seinem Schuleintritt:

1. Kann man mit unserem Grundsatz, alles zu erlauben, was nicht dem Kind oder seinen Kameraden schadet, bei Herbert auskommen?
2. Ist seine Beziehung zu Menschen in der Schule zu entwickeln?
3. Kann man seine Beziehungslosigkeit zur Realität beeinflussen?
4. Sind die Erziehungsmaßnahmen, die in der Klasse richtig erscheinen, für Herbert überhaupt geeignet?

Herbert unterschied sich schon äußerlich von anderen Kindern vor allem dadurch, daß er nicht wie ein Kind aussah. Er hatte etwas Zwergen- und Greisenhaftes in seinem Ausdruck und wirkte im ersten Augenblick fast unheimlich.

Die größten Schwierigkeiten waren am Anfang, bis sich sowohl die Kinder als auch die Erwachsenen an seine Art gewöhnt hatten. Seine unkoordinierten, gestörten Bewegungen hinderten ihn daran, ordentlich zu sitzen, er fiel öfters vom Sessel. Beim Gehen machte er übergroße Schritte, wenn er etwas zerbrechliches trug, fürchtete man immer, er könnte es fallen lassen, da er nie die Dinge ansah, sondern darüber hinwegschaute. Trotzdem versuchten wir, ihn alles ebenso weitgehend selbständig machen zu lassen, wie die anderen Kinder. Das stieß bald auf Schwierigkeiten. Das An- und Ausziehen der Überkleider konnte er nicht ohne Hilfe ausführen, wenn er, wie es in einer Gruppe normaler Kinder der Fall ist, in einer bestimmten Zeit fertig sein sollte. Er wehrte sich auch anfangs dagegen, einen Arbeitsmantel, wie ihn alle Kinder der Klasse tragen, anzuziehen.

Mit Ausnahme der Schreibfertigkeit beherrschte Herbert den Stoff des ersten und zweiten Schuljahres, als er in die erste Klasse eintrat. Trotz seiner großen Kenntnisse war er auch als Schüler schwierig; er wehrte sich bis zum Ende des ersten Schuljahres gegen den Vorschlag, laut zu lesen und lehnte es auch unter Zeichen größter Angst ab, etwas anderes als Zahlen zu schreiben. Sehr häufig hielt er das Buch beim Lesen verkehrt, man hatte den Eindruck, daß er gar nicht hineinsehen konnte und er las doch genau und ohne Mühe, wovon ich mich öfters überzeugen konnte. Von seinen Tätigkeiten im ersten Halbjahr waren bloß Zeichnen und etwas Lesen vom Standpunkt des Lernens sinnvoll.

Sonst ging oder lief er die meiste Zeit im Raum herum, gestikulierend und laut mit sich sprechend. Dann blieb er wieder stehen, stampfte mit den Füßen auf den Boden und machte seltsame Gebärden, als wollte er irgend etwas aus der Luft herausholen. Wenn ein Erwachsener in den Raum kam, lief er zu ihm hin und fragte nach Namen und Beruf; dagegen weigerte er sich, seinen oder einen anderen Namen auszusprechen. Eine Ausnahme bildeten die Mütter der Schulkinder, die er täglich, beim Abholen, lebhaft mit ihren Zunamen begrüßte.

Im ersten Schuljahr zeichnete er auf eine Unzahl von Blättern in monomaner Weise Eisenbahnzüge, überaus primitiv in der Darstellung. Während des Zeichnens sprach er ständig zu sich über der „Blitzzug“ oder „Luxuszug“. Wie wenig seine Meinungen sich von der Realität beeinflussen ließen, zeigten seine Vorstellungen über Züge: Am Ende des Schuljahres verbrachten die Kinder der Klasse fünf Wochen auf einem Landgut. Über die pädagogische Bedeutung dieses Aufenthaltes für Herbert soll noch gesprochen werden, jetzt nur eine Illustration zum Kapitel „Züge“. Die Bahn, eine kleine Nebenstrecke, auf der nur recht kurze Personenzüge fuhren, erregte begreiflicher Weise sein Entzücken. Als wir auf einem Spaziergang einen Zug an uns vorbei fahren sahen, rief er: „Schauen Sie den Luxuszug mit der elektrischen Lokomotive an!“ — der Zug hatte eine stark rauchende Dampflokomotive. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß doch so viel Rauch aus dem Schornstein käme, sagte er: „Aber Sie können mir doch nicht widerreden (widersprechen).“ Er sprach uns Lehrerinnen, im Gegensatz zu den anderen Kindern, mit „Sie“ an. Große Schwierigkeiten bereitete es im ersten Jahr, wenn man in seiner Gegenwart die Gruppe mit „Kinder“ ansprach. Er fuhr ganz aufgeregt in die Höhe und rief: „Ich bin doch kein Kind, ich bin doch ein Junge!“ Das ging so weit, daß er bei Fahrten in der Straßenbahn den Schaffner ansprach: für ihn gehören keine Kinderkarten, die grünen Karten seien Jungenkarten. Wenn er besonders zärtlich zu mir sein wollte, sagte er: „Sie sind ja so klein, viel kleiner als ich.“ Da Zahlen für ihn sonst von zwingender Autorität sind, gab ich ihm einmal ein Metermaß und ließ ihn sich und mich messen. Natürlich blieb er trotzdem bei seiner Überzeugung. Ferner verstand er nicht, daß mein Schreibtisch nicht von Kindern durchstößert werden dürfe, sein größtes Interesse erregten alle Formulare, die man für die Behörden führen muß und die man ihm nicht in die Hand geben konnte, da er alles verdrückte. Diese Schwierigkeiten haben sich im Laufe des ersten Schuljahres ziemlich gebessert.

Seine Hemmung, Namen auszusprechen, führte dazu, daß er für alle in der Klasse Namen erfand. Meine Mitarbeiterin und ich hießen „Wuverl“ und „Pujerl“, dazu sagte er, der Name drücke auch gleichzeitig den Beruf aus. Die Kinder, die er gern hatte, vor allem die Mädchen der Klasse, hießen „erste, zweite, dritte, vierte Freundin“. Das einzige Kind, das kleiner war als er, war „mein Kind“. Er sprach von ihr nur als von seinem Wickelkind und kam immer wieder zu mir, um mir zu sagen, wie klein sie sei. Ein Junge, den er seiner Aggressionen halber nicht mochte, hieß „Tepp“. Ein anderer war „Bubilu“.

In diesem Zusammenhang kann man gleich die Beziehungen der Kinder zu Herbert schildern. Anfangs schreckte sie sein merkwürdiges Aussehen und Benehmen. Vor allem erwarteten sie nach seinem Äußeren weit eher Dummheit als besonders intelligentes Erfassen der Dinge. Die Kinder unserer Schule sind den größten Teil der Zeit einzeln beschäftigt, so daß Herbert nur in Kollektiv-

beschäftigungen am Ende des Vormittages von der Klasse beachtet wurde. In diesen Kollektivstunden war es außerordentlich schwierig, ihn selbst nur zum ruhigen Sitzen zu bewegen. Bei gemeinsamem Schreiben tat er das ganze erste Schuljahr nicht mit. Indessen war seine Aufmerksamkeit und Anteilnahme beim Rechnen und bei Besprechungen von Anfang an sehr rege. Dabei imponierte er den anderen Kindern in hohem Maße durch sein erstaunliches Detailwissen. Diese Hochschätzung führte dazu, daß sie bei einer Besprechung über ihn, (als er einmal nicht in der Schule war), verstanden, daß er krank sei, daß man daher nicht darauf eingehen dürfe, wenn er unverständliche Dinge spreche, und ihn nicht auslachen dürfe. Ein Beweis dafür, daß die Einstellung der Kinder zu ihm richtig wurde, war mir die Stellung der im zweiten Schuljahr neu gekommenen zu ihm, die kaum mehr seine Sonderstellung in der Klasse bemerkten. Nun war er mit 30 Kindern in einer Gruppe. Seine Beziehung zu Kindern war auch infolge seiner Zärtlichkeit zu Mädchen schwierig. Er faßte Kinder, wenn sie schrieben, plötzlich sehr heftig um den Hals, griff ihnen in die Augen oder küßte sie; dabei legte er seinen Kopf auf das Kind, wie ein Arzt seinen Kopf auf den Rücken des Patienten legt.

Sehr häufig war er den Kindern durch sein unappetitliches Essen und sein Nasenbohren unangenehm. Die Kinder nehmen zwei Mahlzeiten in der Schule ein, ihn ließen wir nur zu einer Zwischenmahlzeit in der Schule, da die Ekelregung bei den anderen eine gesunde und richtige Abwehr war, bei der wir möglichst wenig Tolerierung verlangen wollten.

Seine Aggression beschränkte sich in der Schule auf nicht beeinflussbares Schimpfen und auf Angriffe gegen Pflanzen. Er knickte Blüten oder stach mit den Spitzen von Scheren oder Zirkeln auf Pflanzen. Wenn man es ihm sehr energisch verbot, entschuldigte er sich, tat es aber bei einem anderen Anlaß wieder. Bedenklich war seine, in Zärtlichkeit verkleidete Aggression Säuglingen gegenüber, die er bei Schluß vor der Schule auf Geschwister warten sah. Häufig arbeitete er in der Kinderwerkstatt nicht sinnvoll, sondern hantierte nur mit Material und Werkzeug herum, ohne aber dabei jemanden zu gefährden. Beim Schimpfen spielten die politischen Schlagworte der Erwachsenen eine große Rolle. Wenn er schimpfte, so war keine Freude an den analen oder aggressiven Ausdrücken zu merken, sondern man hatte den Eindruck, daß das Schimpfen den Zweck für ihn selbst verfolgte, seine Angst zu überwinden, etwas zu beschwören.

Es ergaben sich auch Schwierigkeiten beim Defazieren und Urinieren. Er näßte und kotete sich eine Zeit lang ein und ließ dabei durch keinerlei Bewegung bemerken, daß er es merkte. Auffallend war, daß er in Zeiten, in denen er allgemein schwieriger war, jeden Morgen wenn er in die Schule kam, defäzierte, was durch seine Unselbständigkeit beim An- und Ausziehen oft dreißig Minuten dauerte. Sein Schamgefühl war wenig entwickelt. Es störte ihn nicht, halbnackt im Schulhaus herumzulaufen, wenn er sich nicht allein in Ordnung bringen konnte und er zeigte keinerlei Verständnis dafür, daß uns sein Verhalten manchmal recht große Unannehmlichkeiten bereitete.

Herbert schrieb bis zum Ende des ersten Schuljahres nichts. Ende Mai kam der Schulinspektor und verlangte, daß Herbert eine Prüfung über die erste Klasse ablegen sollte, da ich, zum Unterschied von den anderen, von ihm keine Schreibproben vorlegen konnte und er auch nicht zum Vorlesen zu bringen war. Durch direktes Eingreifen der Analytikerin gelang es ihm, bei dieser Prüfung

zu schreiben. Seit damals schreibt er zwar noch immer ungern, tut es aber doch, manchmal auch spontan, aber jedenfalls bei jeder kollektiven Übung.

Am meisten Aufschluß gab uns das fünfwöchige Zusammenleben im Landheim der Schule. Daß eine Entfernung vom Elternhaus seine Beeinflußbarkeit sehr erhöhen würde, hatten wir erwartet, waren aber doch über die Wirksamkeit eines gleichmäßig konsequenten Verhaltens zu ihm erstaunt. Nunmehr beschäftigte sich meine Mitarbeiterin sehr viel mit ihm. Sie verbrachte den Rest der Ferien mit ihm allein, sorgte auch im zweiten Schuljahr sehr für ihn und war in ständigem Kontakt mit der Analytikerin.

Das auffallendste Ereignis im Landheim war die teilweise Überwindung der Furcht, jemanden beim Namen zu rufen. Auf einem Spaziergang kamen einige Kinder zu mir und sagten: „Der Herbert hat uns erzählt, ab 16. Juni wird er uns bei unseren richtigen Namen rufen.“ Als ich ihn fragte, ob das wirklich so sei, bejahte er es und sprach die folgenden Tage (es war am 11. oder 12. Juni) immer davon, daß er nun die Namen sprechen werde. Da wir seine Art, sich Termine zu stellen, kannten, hielten wir es für sehr wahrscheinlich, daß er die Namen sagen würde. Am 16. Juni, morgens, hielt er „großen Empfang“ im Bett. Alle Kinder seines Zimmers kamen ihn besuchen und er sagte ihnen ihre Namen ins Ohr. Der Tag wurde von den Kindern fast wie ein Fest gefeiert. Bald zeigte sich die Reaktion auf die Überwindung der großen Angst vor den Namen, er wurde sehr aggressiv, schlug Kinder und sagte zwanghaft vor sich hin: „Fotzen, Tetschen, Watschen.“ Seit damals hat er in der Schule keinen seiner verrückten Namen mehr gebraucht, vermied allerdings direkte Anreden und tat es, wenn man es erzwang, noch immer leise.

Seine Eßgewohnheiten konnten wir auch recht genau beobachten. Er lehnte alle Speisen von weißer Farbe mit Zeichen heftiger Angst ab; er konnte z. B. Milchreis, der nur mit Zucker bestreut war, nicht essen. Wenn aber eine dunkler gefärbte Zutat dabei war, mit der er die Speise mischen konnte, aß er auch Milchspeisen. Als einmal die Kinder der Gruppe nur Milchreis aßen, sagte er ganz entsetzt: „Jetzt werden sie alle sterben.“ Als man ihn abends darauf aufmerksam machte, daß doch noch alle lebten, meinte er, bis zum Ende der Woche wären sie aber bestimmt tot. Seine Lieblingsspeisen waren Hülsenfrüchte und Fleisch. Das Essen bereitete ihm auch wegen seiner schlechten Zähne (die er nie behandeln und lange Zeit auch nicht putzen ließ) Schwierigkeiten. Auffallend war, daß seine zweiten Zähne (Vorderzähne) voll entwickelt waren, als er in die erste Klasse eintrat.

Gleichzeitig mit der Überwindung der Angst, Namen auszusprechen, versuchte er, alles zu essen und auch seine Zähne zu putzen. Hatte er sich einmal zur Überwindung einer seiner Schwierigkeiten entschlossen, so waren seine Anstrengungen geradezu heldenhaft. Nach dem 16. Juni kämpfte er die Angst gegen viele Speisen nieder, wurde aber manchmal so von Ekel verfolgt, daß er einfach nicht essen konnte. Solange er seine Schwierigkeiten nicht selbst einsah, konnte man dagegen gar nichts erreichen.

Beim Einschlafen lag er lange Zeit mit halboffenen Augen ruhig wach. Er onanierte nicht. Den Übergang zum Schlaf konnten wir schwer feststellen, weil er auch schlafend die Augen halb offen hielt. Im Gegensatz zum Abend fiel es ihm nach Tisch außerordentlich schwer, eine kurze Ruhezeit einzuhalten; wir brachten ihn am ehesten dazu, wenn wir ihm eine Uhr gaben. Als das einmal

nicht möglich war, zählte er die zwanzig Minuten durch, die er still liegen sollte.

Welche Lernergebnisse hat er in den eineinhalb Jahren, über die ich berichte, erzielt? Fortschritte hat er nur in seinen bereits vorgezeichneten Interessengebieten gemacht. Für neue Lern- und Arbeitsmöglichkeiten war er nur sehr schwer zu gewinnen. Sein Wissen war rein formal mit wenig Beziehung zur Realität, sein Interesse nur auf Abstraktes gerichtet. Rechnen, Ortsbezeichnungen und Sprachlehre standen daher im Mittelpunkt. Er las jeden Text, auch die schwierigsten Fremdwörter, vollkommen fließend. Seine Kenntnisse der Rechtschreibung und der deutschen Grammatik waren verblüffend. Die folgende Geschichte schrieb er im zweiten Monat des zweiten Schuljahres. Auch die Interpunktion ist getreu wiedergegeben.

## Diebe im Zug. Kriminalroman.

### 1. Kapitel.

Es war am 3. Juni, einem Montag, am Abend um 6 Uhr. In einer Wohnung, in einem Heim, wohnten 7 Jungen und ein Erwachsener; die machten zusammen eine Reise, sie fuhren mit der Mittelgebietbahn, einer Bundesbahn. In 2 Stunden sollten sie am Perron sein; denn der Zug fuhr um 20 Uhr 18 ab. Als dieser  $\frac{1}{4}$  9 Schnellzug da war stiegen sie in den letzten Waggon ein, denn der Zug hatte 9 Waggons; dieser 9. Waggon war gerade ein Waggon I. Kl. und weil die Jungen es gerne wollten, so fuhren sie eben I. Kl.; der Weg dauerte 23 Std. u. 28 Min.; denn in so einem Schnellzug kann man ruhig diese  $25\frac{1}{2}$  Std. u. noch mehr verbringen.

### 2. Kapitel.

Jetzt schliefen alle schon; weil es Mitternacht. Bald kamen sie an eine Grenze, zeigten ihre Pässe, in ihrem Waggon waren auch Diebe. Ein Wachmann stand vor dem Zug; dieser Wachmann sah die Diebe und sprach mit ihnen, sie hätten 9 Schnellzugsbillets gestohlen; der Wachmann verurteilte die Diebe zu 3 Monaten Polizeiarrest.

### 3. Kapitel.

Als der Zug wegfuhr ging der Wachmann mit den Dieben auf die Polizei und führte sie in eine dunkle Kammer, wo sie 3 Monate bleiben mußten. Inzwischen wurde es Tag.

\*

Ebenso auffallend waren seine Kalenderkenntnisse, er kannte z. B. die Namenstage der Heiligen auswendig. Das Einmaleins beherrschte er vollständig und rechnete alle vier Rechnungsarten im Kopf fast so schnell wie ein Erwachsener. Seine Merkfähigkeit für Namen kam ihm vor allem in der Geographie zu Hilfe. Er hatte alle Staaten Europas (und auch die anderer Kontinente) mit ihren wichtigen Städten im Kopf und konnte fremdsprachige Namen auch richtig aus dem Gedächtnis schreiben. Seine Hauptbeschäftigung war, den Andree-atlas, dessen einzelne Karten mit Ortsbezeichnungen übersät sind, oder Reise-prospekte zu lesen.

Bei diesen Gedächtnisleistungen wundert man sich über seine geringen naturgeschichtlichen Kenntnisse. Er kannte (oder nannte) sehr wenige Pflanzen und Tiere mit richtigem Namen, obwohl wir gerade für dieses Gebiet sehr viel

Anschauungsmaterial und Bücher haben. Er hatte die Vorstellung, daß jeder Monat seinen bestimmten Käfer habe, also daß es nicht nur einen Mai- und Junikäfer, sondern auch einen Juli-, Augustkäfer usw. gebe. Er zeigte auf irgend ein Insekt und sagte z. B.: „Was für ein schöner Dezemberkäfer.“ Seine Störung, Dinge anders zu sehen und zu benennen, als sie wirklich sind, zeigte sich am sichtbarsten bei Lebendem oder sich Bewegendem (Eisenbahn), wobei wir gleichzeitig immer Reaktionen seiner Angst und beschwörenden Abwehr beobachten konnten.

Seine Stellung zur Musik war ebenfalls interessant. Er sang niemals, aber er blies gerne Marschmelodien, die in Ton und Takt ganz rein waren. Um dem einen Zweck zu geben, regten wir ihn an, „Signale“ für verschiedene Tageszeiten zu erfinden. Er gab nun täglich vor dem Schlafengehen auf dem Land Signale, die von der ganzen Gruppe gerne befolgt wurden. Seine Fähigkeit, sich Dinge bei schnellem, scheinbar flüchtigem Durchsehen zu merken, wurde mir in folgender Episode sehr klar: Ich zeigte den Kindern, wie man die verschiedenen Taktarten dirigiert. Er verlangte, ich sollte ihm auch den  $\frac{9}{16}$  Takt zeigen. Als ich sagte, daß ich den nicht kenne, lief er zum Klavier und holte einen Band Beethovenlieder, den er vorher flüchtig durchgesehen hatte, um ein Lied herauszusuchen, das er vorgesungen haben wollte. Er fand gleich die richtige Stelle und zeigte mir den  $\frac{9}{16}$  Takt.

Das Einüben einer Fertigkeit war ihm ganz fremd. Als er sich am Ende des ersten Schuljahrs zum Schreiben entschloß, fehlte ihm außer manueller Geschicklichkeit und der notwendigen Muskelkoordination auch ein Jahr Schreibübung. Trotzdem gelangte er schon nach einigen Tagen zu seiner charakteristischen Schrift, die er auffallend schnell schrieb. Sie glich eher der Schrift eines gestörten Erwachsenen, als einer ungeübten Kinderschrift. Er lehnte es ab, Dinge zu tun, die er nicht schon konnte, und vermied sichtlich die Gelegenheit, sich und anderen klein und unerfahren zu erscheinen.

Herbert hätte sich in keiner Schule auch nur kurze Zeit halten können, auch in keiner Hilfsschule, in die er seiner ausgedehnten intellektuellen Kenntnisse halber auch gar nicht gepaßt hätte. Daß wir ihn halten konnten, ist ein Verdienst der Methode, die einen sehr dehnbaren und der psychischen Situation des einzelnen Kindes anpaßbaren Rahmen bietet, ohne daß dabei die anderen Kinder in ihrem individuellen Fortgang gestört würden. Nur von diesem Gesichtspunkt aus kann diese Schilderung von allgemeinem Interesse sein.

Nelly Wolffheim:

## Psychoanalyse und Kindergarten

Geheftet RM. 2.40, in Leinen RM. 4.—

„Da das Buch mit großer Sachkenntnis, Klugheit und auf Grund langjähriger Kindergartenerfahrung geschrieben ist und die heikelsten Dinge mit dem Taktgefühl der bis ins Letzte mütterlichen Frau behandelt, gehört es zu den besten Veröffentlichungen der Gegenwart auf dem Gebiete der angewandten Pädagogik.“  
(„Die Ärztin“)

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I.

## BERICHTE

### Berliner Brief

Die pädagogische Arbeitsgemeinschaft am Berliner Psychoanalytischen Institut, trat in der Zeit vom Oktober 1931 bis Juni 1932 alle vierzehn Tage unter der Leitung von Bernfeld zusammen. 25 bis 30 Mitglieder — in der überwiegenden Mehrheit Fürsorgerinnen und fast ausschließlich Teilnehmer an früheren pädagogischen Seminaren — kamen regelmäßig zu den Sitzungen. Die Abende waren größtenteils der Besprechung praktischer Fragen der Pädagogik unter analytischen Gesichtspunkten gewidmet. Im Jahre 1931/32 sollte das Thema der Verwahrlosung im Vordergrund stehen; im übrigen folgten die Themen keinem bestimmten Plan, sondern wurden entsprechend dem jeweils herrschenden Interesse der Teilnehmer festgesetzt. Die Diskussionen der Arbeitsgemeinschaft stützten sich entweder auf ein kurzes Referat oder sie wurden durch Mitteilungen aus der Praxis eröffnet. Bei diesen kamen außer der Fürsorge auch zu Wort: Die Arbeit im Hort und die heilpädagogische Tätigkeit (speziell im Bezirk Prenzlauerberg: Pincus, Hensel, Levisohn, Kalischer, und andere) und die Schule (Bers, Werner, Steinbach, und andere). Wenn sich Gelegenheit bot, wurde dies Material durch Mitteilung analytischer Erfahrungen beleuchtet und erweitert (Steff. Bornstein, Lampl de Groot, A. Reich). Es gab auch einige Abende, welche durch die Besprechung rein analytischer Themen bestritten wurden.

Unter diesen waren zwei, zu denen die Arbeitsgemeinschaft mehrfach zurückkehrte: die Verwahrlosung und die Pubertät. An den Abenden über die Verwahrlosung wurden die Bücher von Gruhle, „Die Jugendverwahrlosung“, (Pincus), Kautz, „Im Schatten der Schlotte“, (Feibel) und Lund, „Über die Ursachen der Jugendassozialität“, (1918) (Marseille) referiert. Diese Abende machten die Unfruchtbarkeit der alten Fragestellung „Anlage oder Milieu?“ deutlich und zeigten die Unzulänglichkeit der älteren statistischen Forschungsmethode. Die Diskussion beschäftigte sich im einzelnen mit folgenden Fragen: worin besteht die vor der Verwahrlosung schützende Funktion ideologischer, speziell religiöser und nationalistischer Bindungen? worin liegt das Abnorme der Überentwicklung bei der Verwahrlosung? was bedeutet die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit, von der häuslichen Angststätte auf die Straße zu fliehen, im proletarischen bzw. bürgerlichen Milieu für die Entstehung der Verwahrlosung? Die beiden Typen der Verwahrlosung (der aggressive und der depressive) und der „orale Charakter“ wurden im Zusammenhang mit den Schicksalen des Hungertriebes, speziell mit der „Transposition“ des Hungers erörtert (Bernfeld).

Im Anschluß an einen von Frau Bers dargestellten Fall von Pubertätsliebe wurden an mehreren Abenden die pädagogischen Schwierigkeiten des Entwicklungsalters besprochen. Es ergab sich eine allgemeine Diskussion über den eigentümlich zwischen Gesundheit, Psychose und Neurose schwankenden Charakter der „normalen“ Pubertät. In dieser betonte Bernfeld den Gesichtspunkt, daß „Pubertät“ kein ausschließlich psychologischer Begriff sei, sondern eine durch gesellschaftlich bedingte Wertungen mitbestimmte Klassifizierung darstelle. Hierbei ergab sich ihm Gelegenheit, auf die Ideen und Vorschläge von W. Reich zur Umgestaltung des Sexuallebens der Kinder und Jugendlichen einzugehen und sie in Hinsicht auf die gesellschaftliche Realisierbarkeit wie auf die Chancen der Neurosenprophylaxe zu kritisieren. Er erörterte in diesem Zusammenhang die Abhängigkeit der Kulturfähigkeit des Individuums von

der Beschränkung seiner Sexualfreiheit und die Beziehung zwischen der Freigabe der Sexualität und dem Unerziehbarwerden. — Ein Referat von Frau Olden über die „Wilden Cliques in Berlin“ brachte Material über die extrem weitgehende perverse (stark prägenitale) Sexualbetätigung wohlorganisierter Gruppen von verwahrlosten Jugendlichen (speziell bei der Aufnahme neuer Mitglieder und bei Strafexekutionen). Von fürsorglicher Seite (Krause) wurden die mitgeteilten Tatsachen bestätigt und ergänzt. In der Diskussion wurden einerseits die verblüffenden Anklänge an die Pubertätsriten der Primitiven beachtet, andererseits wurde die Anschauung vertreten, daß die Motive für die Organisation dieser Gruppen nicht aus dem Sexualtrieb stammen, sondern aus sozialen Gegebenheiten, welche die Krise entwickelt hat und welche in erster Linie den Hungertrieb betreffen, daß also jene eindrucksvollen sexuellen Abnormitäten nur die sekundäre libidinöse Ausgestaltung gewisser lebensnotwendiger Institutionen einer Gruppe darstellen, die primär durch Realinteressen zusammengeführt und zusammengehalten wird (Bernfeld).

Von den speziellen pädagogischen Schwierigkeiten, die besprochen wurden, sind vor allem die Eßstörungen zu erwähnen, über welche Else Fuchs aus ihren Erfahrungen mit analytisch orientierter Behandlung berichtete<sup>1</sup>. Die zahlreichen Diskussionsbeiträge ließen nicht nur das häufige Vorkommen der Eßstörungen deutlich hervortreten, sondern auch eine überraschende Vielfältigkeit ihrer unbewußten Determinierung. — Die „Psychologie des Erziehers“ war das Thema mehrerer Sitzungen. Sie wurden eingeleitet durch ein Referat von Steff. Bornstein über einen von ihr analysierten Fall einer neurotischen Erzieherin, welcher einige der psychischen Mechanismen, die die berufliche Tätigkeit des Erziehers störend beeinflussen, klar erkennen ließ. Die Diskussion ging besonders auf diejenigen Schwierigkeiten ein, welche dem Pädagogen mit Notwendigkeit aus der unbewußten Identifizierung mit dem Kind erwachsen. — Im Anschluß an einen von Werner berichteten Fall „epidemischen“ Auftretens von „Kasperlegebaren“ in einer Schulklasse wurde das „Theaterspielen“, Sichdummstellen, Grimmassieren usw. im Zusammenhang mit der analytischen Deutung von O. J. Bierbaums „Zäpfel Kern“ erörtert.

Von den theoretischen Fragen, die im Laufe der Diskussionen auftauchten, ist die nach dem „sozialen Ort“ psychischer Phänomene als diejenige, welche sich als die bedeutungsvollste und dringlichste erwies, hervorzuheben. — Auf einer der letzten Sitzungen der Berichtszeit trug Graber über das Resultat seines Versuches vor, den Rorschachtest bei Verwahrlosten in Anwendung zu bringen. Es handelte sich um sechs Kinder im Alter von zehn bis zwölf Jahren, die einigen Teilnehmern der Arbeitsgemeinschaft aus der pädagogischen Arbeit persönlich bekannt waren. In der Diskussion ergab sich nur teilweise eine befriedigende Übereinstimmung der Ergebnisse des Tests mit der anderweitigen Beurteilung der Kinder. — Ein unvorbereiteter Abend führte zu einer improvisierten Diskussion über die Verschiedenheit der Libidostrukturen von Stadt- und Landbewohnern, dabei kam zur Sprache, daß sich für den Landbewohner eine spezifische Schwierigkeit in der Triebbewältigung daraus ergibt, daß er als Kind in den meisten Hinsichten größere Freiheit genießt im Vergleich mit dem Stadtkind, sich aber als Erwachsener analogen Tribeeinschränkungen unterwerfen muß wie der Städter und daß damit vermutlich auch die stärkere depressive Neigung des Landbewohners zusammenhängt. — Ein Abend wurde der Arbeit von Freud über die „Entwicklung der weiblichen Sexualität“ gewidmet (Referat Schmöckel). Die anschließende Diskussion galt der Verdeutlichung von Freuds Auffassung über die Abwendung des kleinen Mädchens von der Mutter und seine Zuwendung zum Vater und wurde hauptsächlich durch Lampl de Groot und Steff. Bornstein bestritten. Marseille

<sup>1</sup>) Erscheint in dieser Zeitschrift.



## Bücher

Priv.-Doz. Dr. KARL GROSZ. Forensische Bedeutung der psychischen Störungen nach Encephalitis. Wiener Klinische Wochenschrift 1932.

Der psychiatrische Gerichtssachverständige hat häufiger als früher Rechtsbrecher zu begutachten, in deren Vorgeschichte sich eine Erkrankung an Gehirngrippe (encephalitis acuta epidemica) findet, darunter besonders viele Kinder und Jugendliche. Aufdringlichkeit, Wegfall der Scham, Gewalttätigkeit, Diebstähle und Brandstiftung sind häufige Folgeerscheinungen. Die Besserungsfähigen sind durch heilpädagogische Behandlung günstig zu beeinflussen, die Unverbesserlichen in geeigneten Anstalten festzuhalten.

Hoffer

Pädagogisch-Psychologische Arbeiten aus dem Institut des Leipziger Lehrervereins. Herausgegeben von FELIX SCHLOTTE. Band 19, 1. Teil, 56 Seiten und 1 Testheft: 2. Teil, 76 Seiten. Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig 1932.

Enthält ausführliche Untersuchung über Minderbegabte und Anweisungen für verlässliche Auslese derselben. Ferner eine experimentelle Untersuchung über die Lesbarkeit der Groß- und Kleinschrift und Beobachtungen über den Buchwunsch des jugendlichen Lesers als Ergebnis einer Untersuchung in den Leipziger Kinderlesehallen.

Hoffer

Die Preußische Schulgesetzgebung. Eingeleitet von Oberverwaltungsgerichtsrat KARL GROSSE. Band 11 der Sammlung: Die Preußische Landesgesetzgebung. Verlag: Buchhandlung des Waisenhauses G. m. b. H. Halle an der Saale, 1933.

Über Sexualdelikte und sexuelle Triebrichtungen. Kurz gefaßte Erläuterungen für Beamte der Polizei, der Jugend-, Pflege- und Gesundheitsämter, sowie für Lehrer und Erzieher von Kriminal-Oberinspektor RUDOLF FÖRSTER. Verlag Broschek, Hamburg 1933.

Die beiden Schriften informieren rasch und gut über die zur Zeit ihres Erscheinens geltenden rechtlichen Bestimmungen in Fragen, welche die Erzieher aller Kategorien beschäftigen können.

Hoffer

Wesen, Ursprung und biologische Bedeutung der körperlichen Züchtigung. Neue Forschungen über Sinn und Berechtigung der körperlichen Züchtigung in der modernen Familienerziehung vom ärztlichen Standpunkt mit einer kurzen Einführung in die Probleme der biologischen Pädagogik von Dr. med. HANS HANDWERKER, leitender Arzt im Sanatorium Falkeneck, Braunfels (Lahngebirge). München 1932, Verlag der ärztlichen Rundschau Otto Gmelin.

Dieses kuriose Büchlein ist ein „Wegweiser in ein fruchtbares Zukunftsgebiet“, über dem einst (Seite 10) die Worte stehen werden: „Menschen werden fassoniert“. An der Hand zahlreicher und ausführlicher Zitate aus der sexualwissenschaftlichen und pornographischen Literatur, gestützt auf eine lächerlich anmutende „biologische Versuchsreihe an zwölf jungen Mädchen“ wird der Beweis für folgende These gebracht (Seite 69) „Die Prügelstrafe auf das Gesäß in der normalen Familienerziehung ist eine unbewußt atavistische Instinkthandlung der Mütter zur Förderung des Wachstums und zur Hebung der Fruchtbarkeit bei ihren Kindern, vor allem ihren Töchtern, die eine solche Nachhilfe nötig haben“. Die Abrechnung mit N. Searl, Graber und Pipal als Mitarbeiter dieser Zeitschrift fällt für diese recht schlimm aus.

Hoffer

RUTH FISCHER und DR. FRANZ HEIMANN, Deutsche Kinderfibel.  
Verlag Rowohlt, Berlin 1933, 312 Seiten, Preis kartoniert RM 4,80, geb. RM 6,—.

Ein Buch aus der Berliner Fürsorgearbeit mit Akten und Zahlen. Die Akten lesen sich wie ein Drama, die Zahlen wirken wie ein Menetekel.

Selbst der Fürsorger und Sozialpädagoge, der die Verhältnisse kennt, gewinnt auf Grund der plastisch und temperamentvoll geschilderten Schicksale aus städtischen und ländlichen Verhältnissen neue Einblicke. Gut zusammengestelltes medizinisches Material aus Enqueten über Wohn- und Schlafverhältnisse, über den Gesundheits- und Ernährungszustand, stempeln die geschilderten Einzelschicksale zum typischen Massenschicksal.

Für den psychoanalytischen Pädagogen und Arzt enthält die Kinderfibel auch Wissenswertes. Die Tatsache, daß Fehlentwicklungen ohne neurotische Mechanismen entstehen können, nur aus der Zugehörigkeit zur proletarischen Klasse, ist zwar bekannt und von Bernfeld in „Der soziale Ort“, „Die Tantalussituation“, und von Aichhorn „Verwahrloste Jugend“ gewürdigt worden. Es ist ein Verdienst des Buches, auf Grund eines selten reichhaltigen Materials fürsorgerischer und sozialmedizinischer Art den Nachweis erbracht zu haben, daß die ersten Ursachen dieser Verwahrlosung in der frühesten Kindheit zu suchen sind. Es wird gezeigt, wie aus Milieuschäden (Arbeitslosigkeit, Unterernährung, Wohnungsnot, sexuellen Träumen, ungewollte Schwangerschaften, Infizierungen usw.) zwangsläufig Verwahrlosung und Dissozialität entstehen muß. Die Wucht der geschilderten Tatsachen, die nicht jedem Psychoanalytiker durch seine Praxis zugänglich sind, muß dazu führen, stärker als bisher die sozialen Bedingungen seelischer Vorgänge zu berücksichtigen.

Andererseits würden wir bei den Verfassern nicht nur die Beachtung der sozialen Abhängigkeit, sondern auch eine stärkere psychologische und tiefenpsychologische Erfassung der Tatbestände für notwendig gehalten haben. Bei Anwendung psychoanalytischer Erkenntnisse (z. B. bei häuslichen Konflikten, Diebstählen, Berufs- und Eheberatung) hätten sich oft für die Fürsorge andere Maßnahmen ergeben und vielleicht manches Schicksal dadurch anders beeinflussen lassen.

Charakteristisch dafür ist der Fall „Die Mutter“ (Seite 54). Hier scheitert der zweitälteste Sohn Hans in dem von ihm selbst gewählten und gelernten Beruf des Seemanns trotz dauernder Erziehungsbemühung und Geldaufwendung des Jugendamts. Diesen Mißerfolg führen die Verfasser lediglich auf Milieu und soziale Lage zurück. Uns scheint es vielmehr, daß hier neurotische Mechanismen des Jugendlichen nicht genügend erkannt und daher auch bei der Berufswahl nicht berücksichtigt werden konnten.

Dagegen stimmen die Erfahrungen, die die Autoren auf dem Gebiete der kindlichen Sexualität gemacht haben, mit psychoanalytischen Erkenntnissen überein. Sie zeigen, in welchem erschreckendem Maße proletarische Kinder infolge der trostlosen Wohnungsverhältnisse sexuellen Traumata ausgesetzt sind und zu krankhafter Entwicklung gelangen.

Dora Strauß-Weigert, Berlin

Soeben erschienen

# SIGM. FREUD

NEUE FOLGE  
DER  
VORLESUNGEN  
ZUR  
EINFÜHRUNG  
IN DIE  
PSYCHOANALYSE

In Leinen sieben Mark

In gleicher Darstellungsart wie bei den vor fünfzehn Jahren zuerst erschienenen Vorlesungen hat Freud die zahlreichen Fortschritte und Entdeckungen der Psychoanalyse in dieser „NEUEN FOLGE“ zusammengefaßt. Ihre Kenntnis ist unentbehrlich für das Verständnis der Psychoanalyse in ihrer heutigen Gestaltung.

#### INHALT

Revision der Traumlehre  
Traum und Okkultismus  
Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit  
Angst und Triebleben  
Die Weiblichkeit  
Aufklärungen, Anwendungen, Orientierungen  
Über eine Weltanschauung

Internationaler Psychoanalytischer Verlag  
Wien I

HIPPOKRATES-VERLAG G. M. B. H. STUTTGART/LEIPZIG

NEUERSCHEINUNG!

NEUERSCHEINUNG!

DR. G. BAISETTE  
LEBEN UND LEHRE  
DES HIPPOKRATES

Deutsche Übertragung von Dr. Benno Hepner

Vorwort von Dr. Erwin Liek, Danzig

300 S., 4 Taf., steif kart. ca. RM 4.25, Ganzl. ca. RM 5.25

Eine in begeisternder Sprache und vorzüglichem Stil geschriebene Biographie des großen Hippokrates, in welche die wichtigsten Lehren der hippokratischen Schule, teils wörtlich wiedergegeben, teils geistig verarbeitet, eingeflochten sind. Die Biographie selbst baut auf den spärlichen Angaben auf, die in den hippokratischen Schriften enthalten sind, weiterhin auf den pseudohippokratischen Briefen und den vielen später entstandenen, z. T. sagenhaften Erzählungen, die an den Namen Hippokrates anknüpfen, also — Wahrheit und Dichtung. Die Pariser Fakultät hat dem Autor für dieses Buch die goldene Medaille verliehen, ein Zeichen, welches starke Beachtung man dieser lebensvoll gestalteten Biographie schenkte.

## Hippokrates als Vorläufer der Psychoanalyse

*Le Progrès Girique schreibt:*

„Gaston Baisette veröffentlicht soeben über Hippokrates ein gut dokumentiertes Werk, dessen Lektüre sehr fesselnd ist. Wir werden hier dieses Buch, welches das Leben und das Werk des Vaters der Medizin so vollständig als möglich darstellt, nicht zergliedern. Wir werden einfach einige sehr merkwürdige Einzelheiten hervorheben, die erweisen, daß Hippokrates bereits eine Erkenntnis der psychoanalytischen Wissenschaft gehabt hatte.“

Es folgt die Anführung der betreffenden Stellen des Buches, ganz besonders die bekannte Heilung des Königs Perdikkas von Mazedonien, die als eine wirkliche psychoanalytische Heilung anzusehen ist.

*Leon Bernard, Prof. der Medic. Akademie:*

„. . . Es ist das seltene Verdienst des Autors, „Hippokrates wiedergefunden“ zu haben. Mit einem Schlage kann man jetzt das große Werk ermessen, das die Unwetter der Religion und Magie von der Medizin befreite, das die Fundamente unserer Wissenschaft legte, indem es die Methoden festsetzte, die ersten Wege urbar machte und gleichzeitig die Vorschriften, die Verpflichtungen und die Vorrechte unseres Standes formulierte . . .“

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, In der Börse

HIPPOKRATES-VERLAG G.M.B.H. STUTTGART/LEIPZIG

NEUERSCHEINUNG!

NEUERSCHEINUNG!

DR. G. BAISSETTE  
**LEBEN UND LEHRE  
DES HIPPOKRATES**

Deutsche Übertragung von Dr. Benno Hepner

Vorwort von Dr. Erwin Liek, Danzig

300 S., 4 Taf., steif kart. ca. RM 4.25, Ganzl. ca. RM 5.25

Eine in begeisternder Sprache und vorzüglichem Stil geschriebene Biographie des großen Hippokrates, in welche die wichtigsten Lehren der hippokratischen Schule, teils wörtlich wiedergegeben, teils geistig verarbeitet, eingeflochten sind. Die Biographie selbst baut auf den spärlichen Angaben auf, die in den hippokratischen Schriften enthalten sind, weiterhin auf den pseudohippokratischen Briefen und den vielen später entstandenen, z. T. sagenhaften Erzählungen, die an den Namen Hippokrates anknüpfen. also — Wahrheit und Dichtung. Die Pariser Fakultät hat dem Autor für dieses Buch die goldene Medaille verliehen, ein Zeichen, welches starke Beachtung man dieser lebensvoll gestalteten Biographie schenkte.

**Hippokrates als Vorläufer der Psychoanalyse**

*Le Progrès Girique schreibt:*

„Gaston Baissette veröffentlicht soeben über Hippokrates ein gut dokumentiertes Werk, dessen Lektüre sehr fesselnd ist. Wir werden hier dieses Buch, welches das Leben und das Werk des Vaters der Medizin so vollständig als möglich darstellt, nicht zergliedern. Wir werden einfach einige sehr merkwürdige Einzelheiten hervorheben, die erweisen, daß Hippokrates bereits eine Erkenntnis der psychoanalytischen Wissenschaft gehabt hatte.“

Es folgt die Anführung der betreffenden Stellen des Buches, ganz besonders die bekannte Heilung des Königs Perdikkas von Mazedonien, die als eine wirkliche psychoanalytische Heilung anzusehen ist.

*Leon Bernard, Prof. der Medic. Akademie:*

„... Es ist das seltene Verdienst des Autors, „Hippokrates wiedergefunden“ zu haben. Mit einem Schlage kann man jetzt das große Werk ermessen, das die Unwetter der Religion und Magie von der Medizin befreite, das die Fundamente unserer Wissenschaft legte, indem es die Methoden festsetzte, die ersten Wege urbar machte und gleichzeitig die Vorschriften, die Verpflichtungen und die Vorrechte unseres Standes formulierte...“

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, In der Börse

VII. Jahrg.

Februar 1933

*Erwin Carstensen*

Nr. 2

**Zeitschrift für  
psychoanalytische  
Pädagogik**

Editha Sterba:

**Ein abnormes Kind**

Aus seiner Krankengeschichte und Behandlung

(II)

Emma Planck-Spira:

**Herbert in der Schule**

Berliner Brief – Buchbesprechungen

Preis dieses Heftes Mark 1.—